Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1849.
Vereinsverlagsbuchhandlung.
(Otto Wigand.)

Deutsch von Olmütz

von

Vallée-aux-Loups, Januar 1814.

Ich werde nach Breſt geſchickt, um das Marineexamen zu machen. — Der Hafen von Breſt — Ich treffe nochmals mit Gesril zuſammen. — La Pérouſe. — Ich kehre nach Combourg zurück.

Nach Juliens Vermählung reiſte ich nach Breſt. Als ich das große Gymnaſium zu Rennes verließ, fühlte ich nicht den Schmerz, als da ich von der kleinen Anſtalt in Dol abging; vielleicht beſaß ich nicht mehr die Herzensunſchuld, welche allen Dingen einen Reiz verleiht; die Zeit fing ſchon an, ſie zu zerſtören. Mein Mentor in meinem neuen Verhältniſſe war einer meiner mütterlichen Oheime, der Graf Ravenel von Boisteilleul, Chef eines Geſchwaders, von dem ein Sohn, ein ſehr ausgezeichneter Artillerieoffizier in Bonaparte's Armee, die einzige Tochter meiner Schweſter, der Gräfin von Farcy, geheirathet hat.

Als ich nach Breſt kam, fand ich mein Aſpirantenpatent nicht vor; ich weiß nicht, durch welchen Zufall es ausgeblieben. Ich blieb ein ſogenannter Soupirant und war als ſolcher von regelmäßigen Studien befreit. Mein Oheim gab mich in einem Koſthauſe für Aſpiranten in der Straße Siam in Penſion und ſtellte mich dem Commandanten der Marine, dem Grafen Hector, vor.

Zum ersten Male in meinem Leben mir selbst überlassen, folgte ich, anstatt mich meinen zukünftigen Kameraden anzuschließen, meinem Hange zur Abgeschiedenheit. Meine gewöhnliche Gesellschaft beschränkte sich auf meine Lehrer in der Fechtkunst, im Zeichnen und in der Mathematik.

Das Meer, das ich an so vielen Küsten wiedersehen sollte, bespülte bei Brest das äußerste Ende der armorikanischen Halbinsel; jenseits dieses Borgebirges gab es nichts mehr als einen unbegrenzten Ocean und unbekannte Welten! Meine Phantasie erfreute sich an diesen unendlichen Räumen. Oft saß ich auf einem Mastbaume, der längs dem Quai de Recouvrance lag, und schaute dem Gewühl der Menge zu; Schiffszimmerleute, Matrosen, Soldaten, Zollaufseher, Sträflinge bewegten sich hier in buntem Gemisch. Reisende wurden ein- und ausgeschifft, Lootsen commandirten auf den Schiffen; Zimmerleute waren mit dem Behauen von Bauholz, Seiler mit dem Spinnen von Tauen beschäftigt; Schiffsjungen zündeten Feuer unter großen Kesseln an, aus denen ein dicker Rauch und der gesunde Geruch des Theres emporstieg. Man trug und rollte Waarenballen, Getreidesäcke und Artilleriegeräth vom Strande nach den Magazinen und aus den Magazinen nach dem Strande. Hier fuhren Karren rückwärts in die See, um eine Ladung aufzunehmen, dort wurden schwere Lasten von den Krahnen aus- und eingeladen, und Baggermaschinen schaufelten den angeschwemmten Sand aus. Die Forts gaben Signale, die Schaluppen fuhren hin und her und große Schiffe gingen unter Segel oder liefen in die Hafenbassins ein.

Mein Geist füllte sich mit unbestimmten Ideen über die Gesellschaft, über ihre Vorzüge und Mängel. Eine gewisse Traurigkeit bemächtigte sich meiner; ich verließ meinen Sitz auf dem Maste und ging am Penfeld hinauf, der sich in den Hafen ergießt, bis ich an eine Biegung desselben kam, wo der Hafen aufhörte. Hier sah ich nichts mehr als ein morastiges Thal, aber ich hörte noch das verworrene Geräusch des Meeres und der Menschenstimmen. Ich legte mich am Ufer des kleinen Flusses nieder und betrachtete bald das fließende Wasser, bald folgte ich mit dem Auge dem Fluge der Seekrähe, erfreute mich an dem um mich her herrschenden Schweigen, oder horchte auf die Schläge des Kalfaterers, und versank dabei in tiefes Sinnen. Wenn mir dann der Wind den Kanonendonner eines absegelnden Schiffes zuführte, schreckte ich empor und meine Augen füllten sich mit Thränen.

Eines Tages hatte ich meinen Weg nach dem äußeren Ende des Hafens nach der See zu genommen; es war heiß, ich streckte mich auf den Ufersand nieder und schlief ein. Plötzlich werde ich von einem ungeheuern Lärm geweckt; ich schlage die Augen auf, wie Augustus, als er nach dem Siege über Sextus Pompejus die Triremen an der sicilischen Küste ankommen sah; die Kanonen donnerten und die Rhede war mit Schiffen bedeckt: die große französische Escadre kehrte zurück nach dem Abschlusse des Friedens. Die Schiffe manövrirten unter Segel, hüllten sich in Dampf, zogen die Flaggen auf, zeigten bald den Spiegel, bald das Vordertheil oder die Seiten, hielten an, indem sie den Anker auswarfen, oder setzten ihren Flug über die Wellen fort. Nichts hat mir jemals eine höhere

Idee von dem menschlichen Geiste gegeben; der Mensch schien in diesem Augenblicke etwas von der Macht Dessen zu entlehnen, der zu dem Meere sagte: „Du sollst nicht weiter gehen. Non procedes amplius."

Ganz Brest lief zusammen. Die Schaluppen stießen von der Flotte ab, und landeten am Hafendamme. Die Offiziere, mit denen sie angefüllt waren, hatten von der Sonne verbrannte Gesichter und das fremdartige Ansehen, das man aus einer andern Hemisphäre mitbringt, und dabei etwas Fröhliches, Stolzes, Kühnes, wie Männer, welche die Ehre der nationalen Flagge wieder hergestellt haben. Dieses so verdienstvolle, so ausgezeichnete Marinecorps, diese Gefährten des Suffren, Lamothe-Piquet, du Couëdic, d'Estaing, welche den Kugeln der Feinde entgangen waren, sollten unter den Händen der Franzosen fallen!

Ich sah die tapfere Schaar vorüberziehen: plötzlich verläßt einer der Offiziere seine Gefährten und fällt mir um den Hals, es war Gesril. Er schien mir größer geworden zu sein, aber schwach und leidend von einem Degenstoße, den er in die Brust erhalten hatte. Er verließ Brest noch an dem nämlichen Abende, um sich zu seiner Familie zu begeben. Ich habe ihn seitdem nur einmal wiedergesehen, kurz vor seinem heldenmüthigen Tode; ich werde später erzählen bei welcher Gelegenheit. Die Erscheinung und die rasche Abreise Gesril's brachte mich zu einem Entschlusse, welcher meinem Leben eine andere Richtung gegeben hat; es stand geschrieben, daß dieser junge Mann einen entscheidenden Einfluß auf mein Schicksal haben sollte.

Man sieht, wie mein Charakter sich bildete, welche Richtung meine Ideen nahmen, welches die ersten Versuche meines Genies waren, denn ich kann davon wie von einer Krankheit sprechen, dieses Genie mag nun ein seltenes oder ein alltägliches sein, es mag diesen Namen, den ich ihm in Ermangelung eines anderen gebe, verdienen oder nicht. Wäre ich den übrigen Menschen ähnlicher gewesen, so würde ich glücklicher gewesen sein; wer, ohne mir den Geist zu rauben, das, was man mein Talent nennt, in mir getödtet hätte, würde mir einen Freundschaftsdienst erzeugt haben.

Als der Graf von Boisteilleul mich zu dem Grafen Hector führte, hörte ich die jungen und alten Seeleute von ihren Feldzügen erzählen und sich von den fremden Ländern unterhalten, die sie gesehen hatten. Der Eine kam aus Indien, der Andere aus Amerika; dieser wollte unter Segel gehen, um eine Reise um die Welt zu machen, ein Anderer sollte sich nach der Station im mittelländischen Meere begeben und die Küsten Griechenlands besuchen. Mein Oheim zeigte mir unter der Menge La Pérouse, den neuen Cook, dessen Tod ein Geheimniß der Stürme ist. Ich hörte Alles, ich sah Alles, ohne ein Wort zu sprechen; aber in der folgenden Nacht war an keinen Schlaf zu denken; ich brachte sie zu, indem ich im Geiste Schlachten lieferte oder unbekannte Länder entdeckte.

Als ich Gesril zu seinen Aeltern abreisen sah, bedachte ich, daß nichts mich abhalte, auch zu den meinigen zurückzukehren. Der Seedienst würde mich sehr angesprochen haben, wenn mein Hang zur Unabhängigkeit mich nicht von jeder Art von Dienst entfernt hätte; es liegt in

mir die Unmöglichkeit des Gehorchens. Das Reisen zog mich an, aber ich fühlte, daß es mir nur Vergnügen machen würde, wenn ich allein wäre und nur meinem eignen Willen folgen könnte. Kurz ich gab jetzt den ersten Beweis meiner Unbeständigkeit. Ohne meinen Oheim Ravenel zu benachrichtigen, ohne an meine Aeltern zu schreiben, ohne Jemanden um Erlaubniß zu fragen, ohne mein Aspirantenpatent abzuwarten, machte ich mich eines Morgens auf den Weg nach Combourg, wo ich wie vom Himmel fiel.

Ich wundere mich noch jetzt, daß ich bei der Furcht, die ich vor meinem Vater hatte, es gewagt habe, einen solchen Entschluß zu fassen. Nicht minder zu verwundern war die Art, wie ich aufgenommen wurde. Ich mußte mich auf Ausbrüche des heftigsten Zornes gefaßt machen, aber ich fand einen nachsichtigen Empfang. Mein Vater schüttelte nur mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „das ist ein schöner Streich!“ meine Mutter drückte mich an ihr Herz, während sie auf mich schmählte, und meine Lucilie umarmte mich mit inniger Freude.

Montboissier, Juli 1817.

Spaziergang. — Rückerinnerung an Combourg.

Seit dem letzten Datum dieser Memoiren aus Vallée-aux-Loups, Januar 1814 bis zum heutigen, aus Montboissier, Juli 1817 sind drei und ein halbes Jahr verflossen. Habt Ihr den Sturz des Kaiserreichs gehört?

Nein, die Ruhe dieser Gegend ist durch nichts gestört worden. Und dennoch ist das Kaiserthum gefallen; die ungeheure Ruine ist in mein Leben gestürzt, wie die Trümmer eines römischen Denkmales in einen unbekannten Bach. Aber wer die Ereignisse nicht zählt, den kümmern sie wenig; wenn noch einige Jahre aus den Händen des Ewigen hervorgegangen sind, wird diesem ganzen Geräusch durch ein endloses Schweigen sein Recht widerfahren.

Die bisherigen Bogen wurden unter der ersterbenden Tyrannei Bonaparte's und bei dem Aufleuchten der letzten Blitze seines Ruhmes geschrieben; ich beginne die jetzigen unter der Regierung Ludwig's XVIII. Ich habe die Könige in der Nähe gesehen und meine politischen Illusionen sind verschwunden, wie die freundlicheren Bilder, in deren Beschreibung ich fortfahre. Ich will zuerst sagen, was mich veranlaßt, die Feder wieder zu ergreifen; das menschliche Herz ist der Spielball von Allem, und man kann nicht voraussehen, welcher unbedeutende Umstand seine Freuden und seine Schmerzen herbeiführt. Schon Montaigne hat diese Bemerkung gemacht: „Es bedarf keiner Veranlassung," sagt er, „um unsern Geist zu beunruhigen, ein Traum ohne Beweggrund und ohne Stoff regiert und erschüttert ihn."

Ich befinde mich jetzt in Montboissier, auf der Grenze von Beauce und Perche. Das Schloß dieser Besitzung, welche der Gräfin von Colbert-Montboissier gehört, ist während der Revolution verkauft und zerstört worden; es ist nichts mehr davon übrig, als zwei Pavillons, welche durch ein Gitter mit einander verbunden sind und die früher die Wohnung des Schloßvoigts waren. Der Park,

welcher jetzt in englischem Geschmack angelegt ist, hat noch Spuren seiner früheren französischen Regelmäßigkeit behalten; gerade Alleen, mit Hainbuchenhecken eingefaßte Gebüsche geben ihm ein ernstes Ansehen; er gefällt, wie eine Ruine.

Gestern Abend machte ich allein einen Spaziergang; der Himmel hatte ein ziemlich herbstliches Ansehen; von Zeit zu Zeit wehte ein kalter Wind. Auf einem durch das Gebüsch gehauenen Wege blieb ich stehen, um die Sonne zu betrachten; sie versank hinter die Wolken über dem Thurme von Alluye, von wo Gabrielle, welche diesen Thurm bewohnte, so wie ich die Sonne vor zweihundert Jahren untergehen sah. Was ist aus Heinrich und Gabrielle geworden? Das Nämliche, was aus mir geworden sein wird, wenn diese Memoiren veröffentlicht werden.

Der Gesang einer Drossel aus den höchsten Zweigen einer Birke weckte mich aus meinen Betrachtungen. Sogleich zauberten diese Töne das väterliche Haus vor meine Augen; ich vergaß die Ereignisse, deren Zeuge ich gewesen war, und plötzlich in die Vergangenheit versetzt, sah ich die Gegend wieder, wo ich so oft die Drossel hatte singen hören. Als ich damals auf sie horchte, war ich traurig wie jetzt; aber jene erste Traurigkeit war die, welche aus dem unbestimmten Sehnen nach dem Glücke entsteht, wenn man noch ohne Erfahrung ist; meine jetzige Traurigkeit dagegen hat ihren Grund in der Kenntniß der Dinge, wenn man sie gewürdigt und beurtheilt hat. Der Gesang des Vogels im Walde von Combourg sprach zu mir von einem Glücke, daß ich erreichen zu können glaubte; der nämliche Gesang im Walde von Mont-

boissier erinnerte mich an die Tage, die ich verloren, indem ich diesem unerreichbaren Glücke nachjagte. Ich habe nichts mehr zu lernen, ich bin schneller gegangen als ein Anderer und ich habe den ganzen Weg des Lebens zurückgelegt. Die Stunden fliehen und reißen mich mit sich fort; ich habe nicht einmal die Gewißheit, diese Memoiren beendigen zu können. An wieviel Orten habe ich schon angefangen, sie zu schreiben, und an welchem Orte werde ich damit zu Ende kommen? Wie lange werde ich noch am Saume des Waldes umherwandeln? Ich muß die wenigen Augenblicke benutzen, die mir noch übrig bleiben; ich muß eilen, meine Jugendzeit zu schildern, so lange sie noch nicht zu fern von mir liegt. Der Schiffer, der ein freundliches Ufer auf immer verläßt, schreibt sein Tagebuch, so lange er das Land noch im Gesicht hat, das sich immer weiter entfernt und bald seinen Blicken entschwinden wird.

Die Hochschule zu Dinan. — Broussais. — Ich kehre zu meinen Aeltern zurück.

Ich habe von meiner Rückkehr nach Combourg gesprochen, und wie ich von meinem Vater, meiner Mutter und meiner Schwester Lucilie empfangen wurde.

Man wird nicht vergessen haben, daß meine drei anderen Schwestern verheirathet waren, und daß sie auf den Besitzungen ihrer neuen Familien in der Gegend von Fougères wohnten. Mein Bruder, dessen Ehrgeiz sich zu

entwickeln begann, war häufiger in Paris als in Rennes. Er kaufte sich zuerst eine Stelle als Requetenmeister, die er wieder verkaufte, um die militärische Laufbahn zu betreten. Er kam in das Regiment Royal-Cavalerie, machte Bekanntschaft im diplomatischen Corps und begleitete den Grafen von La Luzerne nach London, wo er mit André Chénier zusammentraf. Er stand auf dem Punkte, die Gesandtschaft in Wien zu erhalten, als unsere Unruhen ausbrachen. Er bewarb sich dann um die in Constantinopel, aber er hatte einen mächtigen Nebenbuhler an Mirabeau, dem diese Gesandtschaft als Belohnung für seinen Uebertritt zur Hofpartei versprochen worden war. Mein Bruder hatte daher Combourg kurz vorher verlassen, als ich dahin zurückkehrte.

Mein Vater lebte zurückgezogen auf seiner Herrschaft, die er nicht verließ, selbst nicht während der Sitzungen der Stände. Meine Mutter ging jedes Jahr gegen Ostern auf sechs Wochen nach Saint-Malo; sie erwartete diese Zeit wie den Augenblick ihrer Befreiung, denn sie haßte Combourg. Schon einen Monat vor dem Antritt der Reise sprach man davon wie von einem gewagten Unternehmen; man traf Anstalten dazu und ließ die Pferde ausruhen. Am Tage vor der Abreise ging Alles um sieben Uhr Abends zu Bett, damit man um zwei Uhr Morgens aufstehen konnte. Meine Mutter reiste mit großer Freude um drei Uhr ab und brachte den ganzen Tag damit zu, um zwölf Lieues zurückzulegen.

Lucilie, welche in das Fräuleinstift von Argentière aufgenommen worden war, sollte in das von Remiremont

kommen und lebte bis zum Eintritt dieser Uebersiedelung einsam auf dem Lande.

Was mich betraf, so erklärte ich nach meiner Flucht von Brest, meinen Willen, in den geistlichen Stand zu treten; eigentlich hatte ich jedoch nur die Absicht, Zeit zu gewinnen, denn ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Man schickte mich auf das Collége nach Dinan, um meine Studien zu vollenden; Latein konnte ich mehr als meine Lehrer, aber ich fing das Hebräische an. Der Abbé von Rouillac war Director der Anstalt und der Abbé Duhamel mein Lehrer.

Dinan ist mit alten Bäumen geziert, von alten Thürmen umgeben und liegt in einer malerischen Gegend auf einem Berge, an dessen Fuße die Rance vorüberfließt, in welcher die Ebbe und Fluth zu bemerken ist; die Abhänge der Thäler in der Nähe sind mit schönen Wäldern bedeckt. Die Mineralquellen von Dinan stehen in einigem Rufe. Diese ganz historische Stadt, in welcher Duclos geboren wurde, besaß unter ihren Antiquitäten das Heldenherz Dugueselins, das in der Revolution gestohlen wurde und nahe daran war, von einem Glaser zerrieben zu werden, um als Farbe zu dienen. Wollte man es vielleicht zu den Gemälden der über die Feinde des Vaterlandes errungenen Siege verwenden?

Brouffais, mein Landsmann, studirte mit mir in Dinan. Die Schüler wurden jeden Donnerstag ins Bad geführt, wie die jungen Geistlichen unter Papst Hadrian I., oder alle Sonntage, wie die Gefangenen unter Kaiser Honorius. Einmal wäre ich fast ertrunken, ein anderes Mal wurde Brouffais von undankbaren Blutegeln gebissen,

welche die Zukunft nicht voraussahen. Dinan lag in gleicher Entfernung von Combourg und von Plancouët. Ich besuchte abwechselnd meinen Oheim Bedée in Montchoix und meine Familie in Combourg. Herr von Chateaubriand, der eine Ersparung darin fand, mich bei sich zu behalten, und meine Mutter, welche mein Beharren in dem religiösen Berufe wünschte, sich aber ein Gewissen daraus gemacht hätte, mich zu drängen, bestand nicht darauf, daß ich in Dinan wohnen sollte, und so wurde ich unmerklich am väterlichen Heerde festgehalten.

Gern würde ich mich abermals in eine Schilderung der Gewohnheiten meiner Aeltern verlieren, wäre es auch nur des rührenden Andenkens wegen; ich entwerfe um so lieber ein Bild von ihrem Leben, da es fast als ein Abdruck von Vignetten und Handschriften des Mittelalters erscheinen kann. Zwischen der jetzigen Zeit und der, welche ich schildern will, liegen Jahrhunderte.

Montboissier, Juli 1817.

Durchgesehen im December 1846.

Das Leben in Combourg. — Die Tage und die Abende.

Bei meiner Rückkehr von Brest bestand die Herrschaft auf dem Schlosse Combourg aus vier Personen, meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester und mir. Eine Köchin, ein Kammermädchen, zwei Bedienten und ein Kutscher bildeten die ganze Dienerschaft; ein Jagdhund und zwei alte Stuten bewohnten gemeinschaftlich einen

Winkel des Stalles. Diese zwölf lebenden Wesen verschwanden in einer alten Burg, in der man hundert Ritter mit ihren Damen, Schildknappen, Fußknechten, Schlachtrossen und der Meute des Königs Dagobert kaum bemerkt haben würde.

Während des ganzen Jahres kam nicht ein einziger Fremder auf das Schloß, mit Ausnahme einiger Edelleute, des Marquis von Montlouet, des Grafen von Goyon-Beaufort, welche die Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, wenn sie sich zum Parlament begaben. Sie kamen während des Winters zu Pferde, mit Pistolen in den Satteltaschen, einem Jagdmesser an der Seite und von einem ebenfalls berittenen Diener begleitet, der einen großen Mantelsack hinter sich auf dem Pferde hatte.

Mein Vater, der immer sehr ceremoniös war empfing sie trotz Sturm und Regen mit entblößtem Haupte auf dem Perron. Wenn die Herren ins Schloß eingeführt waren, erzählten sie von ihren Feldzügen in Hannover, von ihren Familienangelegenheiten und von ihren Processen. Des Abends führte man sie in den nördlichen Thurm in die Wohnung der Königin Christine, ein Staatszimmer, in welchem ein Bett von sieben Fuß im Quadrat stand, mit doppelten Vorhängen von grüner Gaze und carmoisinrother Seide und das von vier vergoldeten Liebesgöttern getragen wurde. Am folgenden Morgen, wenn ich in den großen Saal hinunterkam und durch die Fenster nach der überschwemmten oder bereiften Gegend blickte, sah ich nur zwei oder drei Reiter, welche auf dem einsamen Teichdamme hinritten; es waren unsere Gäste, die ihre Reise nach Rennes fortsetzten.

Diese Fremden hatten wenig Kenntniß vom Leben; indessen wurde durch sie unser Blick um einige Stunden über den Horizont unserer Wälder hinaus erweitert. Wenn sie uns wieder verlassen hatten, waren wir in den Wochentagen wieder auf unsere häusliche Einsamkeit und des Sonntags auf die Gesellschaft der Bewohner des Dorfes und der benachbarten Edelleute beschränkt.

Wenn des Sonntags das Wetter schön war, begaben wir uns, meine Mutter, Lucilie und ich, durch die kleine Maillebahn auf einem ländlichen Wege zur Kirche; wenn es regnete ging unser Weg durch die abscheuliche Straße von Combourg. Wir saßen nicht, wie der Abbé von Marolles, in einem leichten Wagen, gezogen von vier weißen Pferden, welche den Türken in Ungarn abgenommen waren. Mein Vater besuchte die Kirche nur einmal im Jahre, um seine Osterandacht zu verrichten; während des übrigen Jahres hörte er die Messe in der Schloßkapelle. Auf der herrschaftlichen Bank sitzend, empfingen wir den Weihrauch und vernahmen die Gebete vor dem schwarzen Marmorgrabmale Renée's von Rohan, das neben dem Altar stand. Es war ein Bild der menschlichen Ehre: einige Körner Weihrauch an einem Sarge.

Die sonntägigen Zerstreuungen gingen mit dem Tage zu Ende; sie waren nicht einmal regelmäßig. Während der unangenehmen Jahreszeit vergingen ganze Monate, ohne daß ein menschliches Wesen an die Thür unserer Burg klopfte. Waren schon die Haiden von Combourg sehr melancholisch, so herrschte doch noch eine größere Melancholie im Schlosse; wenn man den Fuß in seine gewölbten Hallen setzte, so hatte man das nämliche Gefühl,

als man die Karthause von Grenoble betrat. Als ich diese im Jahre 1805 besuchte, kam ich durch eine immer einsamer werdende Einöde; ich glaubte, sie würde im Kloster zu Ende sein, aber man zeigte mir innerhalb der Mauern desselben die Gärten der Karthäuser, welche noch wüster waren als der Wald. Endlich fand ich im Mittelpunkte des Gebäudes, in alle diese Einsamkeiten gehüllt, den ehemaligen Gottesacker der Cönobiten, das Heiligthum, von welchem aus das ewige Schweigen, die Gottheit des Ortes, seine Macht auf die umliegenden Gebirge und Wälder erstreckte.

Die düstere Stille im Schlosse Combourg wurde durch den schweigsamen und ungeselligen Charakter meines Vaters noch vermehrt. Anstatt seine Familie und seine Leute um sich zu versammeln, hatte er sie nach allen vier Winden im Schlosse zerstreut. Sein Schlafzimmer lag im kleinen Thurme gegen Osten und sein Cabinet in dem gegen Westen. Das Meublement dieses Cabinets bestand aus drei schwarzen Lederstühlen und einem mit Urkunden und Pergamenten bedeckten Tische. Ein Stammbaum der Familie Chateaubriand bekleidete den Mantel des Kamins, und in einer Fenstervertiefung sah man alle Arten von Waffen, vom Pistol bis zur Stutzbüchse. Die Wohnung meiner Mutter lag über dem großen Saale; sie war parkettirt und mit venetianischen Spiegeln mit Facetten geschmückt. Meine Schwester bewohnte ein Cabinet, das an die Wohnung meiner Mutter stieß. Das Kammermädchen schlief weit entfernt in dem Gebäude zwischen den großen Thürmen. Ich bewohnte eine Art einsamer Zelle in dem Thürmchen, in welchem sich die

Treppe befand, die von dem inneren Hofe aus nach den verschiedenen Theilen des Schlosses führte. Unten an dieser Treppe schliefen der Kammerdiener meines Vaters und der Bediente in gewölbten Gemächern, und die Köchin war im dicken westlichen Thurme einquartiert.

Mein Vater stand Winter und Sommer um vier Uhr des Morgens auf; er kam in den inneren Hof, um seinen Kammerdiener am Eingange des Treppenthurmes zu rufen und zu wecken. Man brachte ihm um fünf Uhr ein wenig Kaffee, und er arbeitete dann in seinem Cabinet bis Mittag. Meine Mutter und meine Schwester frühstückten um acht Uhr jede in ihrem Zimmer. Ich hatte keine bestimmte Stunde weder für das Aufstehen, noch für das Frühstück; man nahm an, daß ich bis Mittag studirte, aber die meiste Zeit that ich nichts.

Halb zwölf Uhr wurde zum Mittagessen geläutet, das um zwölf Uhr aufgetragen wurde. Der große Saal war zu gleicher Zeit Speisesaal und Gesellschaftszimmer; an dem einen Ende desselben nach Osten zu wurde das Mittageſſen und das Abendessen eingenommen. Nach der Mahlzeit setzten wir uns an das entgegengesetzte westliche Ende vor einen ungeheuren Kamin. Der große Saal war mit Holz getäfelt, das weißgrau angestrichen und mit alten Bildern seit der Zeit Franz I. bis auf Ludwig XIV. geziert war. Unter diesen Bildern bemerkte man die Portraits von Condé und von Turenne; ein Gemälde, welches die Ermordung Hektor's durch Achilles unter den Mauern Troja's darstellte, hing über dem Kamin.

Nach dem Diner blieben wir bis zwei Uhr beisammen. Dann machte sich mein Vater im Sommer das Vergnügen

des Fischfanges, besuchte seine Küchengärten oder machte einen anderen Spaziergang in der nächsten Nähe; im Herbst und Winter ging er auf die Jagd und meine Mutter zog sich in die Capelle zurück, wo sie einige Stunden im Gebet zubrachte. Diese Capelle war ein dunkler Betsaal mit guten Gemälden der größten Meister geschmückt, die man in einem alten Schlosse der Bretagne nicht gesucht haben würde. Ich besitze noch eine heilige Familie von Albano auf Kupfer gemalt, die sich in dieser Capelle befand; dies ist das Einzige, was mir von Combourg geblieben ist.

Wenn mein Vater das Schloß verlassen hatte und meine Mutter in die Capelle gegangen war, verschloß sich Lucilie in ihr Zimmer; ich kehrte entweder in meine Zelle zurück oder durchstreifte die Umgegend.

Um acht Uhr rief die Glocke zum Abendessen; wenn dieses eingenommen war, setzten wir uns an schönen Tagen auf den Perron. Mein Vater, mit seiner Flinte bewaffnet, schoß Eulen, welche beim Einbruch der Dunkelheit aus den Oeffnungen in den Mauern hervorkamen. Meine Mutter, Lucilie und ich betrachteten den Himmel, den Wald, die letzten Strahlen der Sonne und die ersten Sterne. Um zehn Uhr kehrten wir ins Schloß zurück und gingen zu Bett.

Die Herbst- und Winterabende wurden auf andere Weise ausgefüllt. Wenn das Abendessen vorüber war und die vier Theilnehmer sich von dem Tische nach dem Kamin begeben hatten, warf sich meine Mutter seufzend auf ein altes Ruhebett von geflammter Siamoise, vor welches ein Tischchen mit einem Lichte gestellt wurde. Ich

setzte mich mit Lucilien ans Feuer; die Bedienten deckten den Tisch ab und entfernten sich dann. Mein Vater begann hierauf eine Promenade, die er nicht eher beendigte, als bis er zu Bett ging. Er war in einen Rock von weißem Satin gekleidet, oder vielmehr in eine Art Mantel, wie ich ihn sonst nirgend gesehen habe. Sein zur Hälfte von Haaren entblößter Kopf war mit einer großen Mütze bedeckt, welche senkrecht emporstand. Wenn er sich vom Kamin entfernte, konnte man ihn in dem von einem einzigen Lichte nur schwach beleuchteten großen Saale nicht mehr sehen; man hörte ihn nur gehen. Dann kam er langsam nach dem erleuchteten Theile zurück und trat nach und nach aus dem Dunkel heraus, wie ein Geist in seinem weißen Rocke, seiner weißen Mütze und mit seinen langen, bleichen Gesicht. Lucilie und ich wechselten einige Worte mit leiser Stimme, wenn er sich am entgegengesetzten Ende des Saales befand, und wir schwiegen, sobald er sich uns wieder näherte. Er fragte uns dann im Vorbeigehen: „Von was sprachet Ihr?“ Aber von Angst ergriffen, antworteten wir nicht, und er setzte seine Wanderung fort. Während des ganzen übrigen Abends vernahm man keinen anderen Laut, als das regelmäßige Geräusch seiner Schritte, die Seufzer meiner Mutter und das Brausen des Windes.

Sobald die zehnte Stunde an der Schloßuhr schlug, blieb mein Vater stehen; die nämliche Feder, welche den Hammer der Glocke gehoben hatte, schien seine Schritte zu hemmen. Er nahm seine Uhr aus der Tasche, zog sie auf, ergriff dann einen großen silbernen Leuchter mit einer langen Kerze, ging einen Augenblick in den kleinen west-

lichen Thurm, kam dann mit dem Leuchter in der Hand zurück und schritt auf sein Schlafzimmer im östlichen Thurme zu. Lucilie und ich erwarteten ihn im Vorübergehen; wir küßten ihn und wünschten ihm gute Nacht. Er neigte, ohne uns zu antworten, seine trockene, hohle Wange zu uns herab, setzte dann seinen Weg fort und ging in den Thurm, dessen Thüren wir hinter ihm verschließen hörten.

Jetzt war der Zauber gelöst; meine Mutter, meine Schwester und ich, welche durch die Anwesenheit des Vaters in Bildsäulen verwandelt waren, kamen wieder in den Besitz unserer Lebensthätigkeit. Die erste Wirkung unserer Entzauberung äußerte sich in einem Strome von Worten; wir rächten uns an dem Stillschweigen, das uns unterdrückt hatte.

Nachdem sich der Fluß unserer Rede verlaufen hatte, rief ich das Kammermädchen und führte meine Mutter und meine Schwester in ihre Wohnung. Ehe ich sie verließ, mußte ich unter die Betten, in die Kamine, hinter die Thüren sehen und die anstoßenden Treppen und Gänge untersuchen. Alle Sagen des Schlosses von Räubern und Gespenstern kamen den beiden Damen ins Gedächtniß. Die Dienerschaft war überzeugt, daß ein gewisser Graf von Combourg mit einem hölzernen Beine, der vor dreihundert Jahren gestorben war, zu gewissen Zeiten erschien und daß man ihn auf der großen Thurmtreppe gesehen hätte; sein hölzernes Bein wanderte auch zuweilen allein in Gesellschaft einer schwarzen Katze umher.

Montboissier, August 1817.

Mein Thurm.

Diese Erzählungen füllten die ganze Zeit vor dem Schlafengehen meiner Mutter und meiner Schwester aus; sie legten sich halb todt vor Angst ins Bett, während ich in mein Thurmgemach stieg, die Köchin sich in den dicken Thurm begab und die Bedienten ihr Souterrain aufsuchten.

Das Fenster meines Thurms ging in den inneren Hof; am Tage hatte ich die Aussicht auf die Zinnen der gegenüberliegenden Mauer, auf welcher Scolopendren wucherten und ein wilder Pflaumenbaum wuchs. Einige Mauerschwalben, die während des Sommers in den Mauerlöchern nisteten, waren meine einzigen Gesellschafter. In der Nacht sah ich nur ein kleines Stück Himmel und einige Sterne. Den Mondschein bemerkte ich erst beim Untergang dieses Gestirns, wo seine Strahlen durch die kleinen rhomboidischen Scheiben des Fensters auf mein Bett fielen. Die Nachteulen, die von einem Thurm zum andern flogen und zwischen dem Monde und mir vorüberfuhren, warfen den beweglichen Schatten ihrer Flügel auf meine Vorhänge. An die einsamste Stelle am Eingange der Gallerien verwiesen, entging mir nichts von dem Geräusch der Nacht. Ich hörte den Wind bald wie ein leises Flüstern, bald in schmerzlichen Klagen stöhnen, bald schlug er donnernd an meine Thür und durchsauste heulend die unterirdischen Gewölbe; dann erstarben diese Töne, um von Neuem zu beginnen. Um vier Uhr

des Morgens ließ sich die Stimme des Schloßherrn, welcher den Bedienten am Eingange in die hundertjährigen Gewölbe rief, wie die des letzten Nachtgespenstes hören; sie trat für mich an die Stelle der sanften Harmonie, mit welcher Montaigne's Vater seinen Sohn weckte.

Der Eigensinn des Grafen von Chateaubriand, einen Knaben ganz allein in einem Thurme schlafen zu lassen, hatte zwar einige Unannehmlichkeiten, aber er gereichte mir zum Vortheil. Diese harte Behandlung verlieh mir den Muth eines Mannes, ohne mir die Reizbarkeit der Phantasie zu rauben, die man bei der heutigen Jugend gern unterdrücken möchte. Anstatt mir die Ueberzeugung beizubringen, daß es keine Gespenster gebe, zwang man mich, ihnen zu trotzen. Als mein Vater mich mit spöttischem Lächeln fragte: „Fürchtet sich der Herr Chevalier vielleicht?" hätte er mich neben einer Leiche schlafen lassen können. Wenn aber meine vortreffliche Mutter zu mir sagte: „Mein Sohn, es geschieht nichts ohne den Willen Gottes; Du hast nichts von bösen Geistern zu fürchten, so lange Du ein guter Christ bleibst," wurde ich durch diese Worte besser beruhigt als durch alle Gründe der Philosophie. Ich erreichte meinen Zweck so vollkommen, daß die Stürme der Nacht in meinem einsamen Thurme mir nur als Spielzeug für meine Einfälle und als Flügel für meine Träume dienten. Meine aufgeregte Phantasie, welche sich aller Gegenstände bemächtigte, fand nirgends genügende Nahrung und hätte Himmel und Erde verschlingen mögen. Diesen Zustand meiner Seele muß ich jetzt beschreiben. Ich versenke mich wieder in meine Jugendzeit und will versuchen, mich in der Vergangenheit

aufzufassen, mich zu zeigen, wie ich war und wie ich vielleicht bedaure, nicht mehr zu sein, trotz der Qualen, die ich erduldet habe.

Uebergang vom Knaben zum Jüngling.

Bald nachdem ich von Brest nach Combourg zurückgekehrt war, entstand eine Revolution in meinem ganzen Wesen; der Knabe verschwand und der Mann zeigte sich mit seinen flüchtigen Freuden und seinen bleibenden Sorgen.

Anfangs wurde Alles zur Leidenschaft für mich, bis die Leidenschaften selbst kamen. Wenn es mir nach einem schweigsamen Mittagsmahle, bei welchem ich weder zu sprechen noch zu essen wagte, gelang, mich wegzustehlen, war mein Entzücken unbeschreiblich. Ich konnte die Stufen des Perrons nicht mit einem Male hinabsteigen, ich würde gestürzt sein, und mußte mich auf eine Stufe setzen, bis meine Aufregung sich legte; aber sobald ich den grünen Hof und den Wald erreicht hatte, fing ich an zu laufen, zu springen, zu tanzen und mich auszutoben, bis ich odemlos, von Jubel berauscht und mit erschöpften Kräften zu Boden fiel.

Mein Vater nahm mich mit auf die Jagd, an der ich so viel Geschmack fand, daß meine Lust sich bis zur Wuth steigerte; ich sehe noch das Feld vor mir, auf welchem ich meinen ersten Hasen schoß. Es ist mir oft begegnet, daß ich im Herbst vier bis fünf Stunden lang bis an den

Gürtel im Wasser gestanden habe, um den wilden Enten auf einem Teiche aufzulauern, und noch jetzt kann ich nicht ruhig bleiben, wenn ich einen Hund auf dem Anstande sehe. Indessen war ein Hauptgrund meines ersten Eifers für die Jagd die Freude über die damit verbundene Unabhängigkeit; über die Gräben zu springen, durch die Felder, Sümpfe und Gebüsche zu wandern, mit meiner Flinte allein und mir selbst überlassen auf einer einsamen Stelle zu stehen, das entsprach meinem natürlichen Charakter. Ich lief oft so weit, daß ich nicht mehr gehen konnte und daß mich die Wächter auf einer Zweigbahre nach Haus tragen mußten.

Das Vergnügen der Jagd genügte mir jedoch bald nicht mehr; ich war von einem Sehnen nach Glück erfüllt, das ich weder verstand noch zu bezähmen vermochte. Mein Geist und mein Herz bildeten gleichsam zwei leere Tempel ohne Altäre und ohne Opfer; man wußte noch nicht, welche Gottheit darin verehrt werden würde. Ich wuchs mit meiner Schwester Lucilie auf, unser ganzes Leben concentrirte sich in unserer Freundschaft.

Lucilie.

Lucilie war groß und von auffallender, aber ernster Schönheit. Ihr bleiches Gesicht war von langen, schwarzen Haaren eingefaßt; sie warf oft einen Blick voll Trauer oder voll Feuer gen Himmel oder ließ ihn um sich her schweifen. In ihrem Gange, ihrer Stimme, ihrem Lächeln und ihrer Miene lag etwas Sinnendes und ein Ausdruck von Leiden.

Lucilie und ich waren ohne Nutzen für einander. Wenn wir von der Welt sprachen, so geschah es von der, welche wir in unserem Innern trugen und die sehr wenig Aehnlichkeit mit der wirklichen hatte. Sie sah in mir ihren Beschützer, ich sah in ihr meine Freundin. Sie wurde oft von düsteren Gedanken befallen, die ich Mühe hatte, zu zerstreuen; mit siebzehn Jahren beweinte sie den Verlust ihrer Jugend und wollte sich in einem Kloster begraben. Alles machte ihr Kummer, Sorge und Schmerz; ein Ausdruck, den sie suchte, eine Idee, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte, quälte sie ganze Monate lang. Ich habe sie oft, einen Arm über den Kopf gelegt. unbeweglich und leblos sitzen sehen; das Leben schien sich in ihr Herz zurückgezogen zu haben und jede Aeußerung desselben hatte aufgehört, selbst ihr Busen hob sich nicht mehr. Durch ihr Benehmen, ihren Trübsinn und ihre Schönheit glich sie einem Genius der Trauer. Ich bemühte mich dann, sie zu trösten, und im nächsten Augenblicke wurde ich selbst von einer unbeschreiblichen Hoffnungslosigkeit ergriffen.

Lucilie liebte es, gegen Abend für sich allein in einem religiösen Buche zu lesen; die liebste Stelle dazu war ihr ein Kreuzgang auf dem Felde, auf welchem ein steinernes Crucifix und eine hohe, schlanke Pappel standen. Meine fromme Mutter freute sich darüber und sagte, daß ihre Tochter sie an die Christinnen der ersten Kirche erinnere, welche an Stationen, Laurae genannt, beteten.

Diese Concentrirung des Geistes brachte bei meiner Schwester die merkwürdigsten Wirkungen hervor; wenn sie schlief, hatte sie prophetische Träume, und wenn sie

wachte, schien sie in der Zukunft lesen zu können. Auf einem Treppenplatze des großen Thurmes hing eine Wanduhr, deren Stundenschläge durch die Stille zitterten; wenn Lucilie nicht schlafen konnte, setzte sie sich auf eine Stufe dieser Uhr gegenüber und betrachtete das Zifferblatt beim Scheine der neben ihr auf der Erde stehenden Lampe. Wenn die beiden Zeiger sich um Mitternacht vereinigten und den Beginn der gefürchteten Stunde der Schauer und der Verbrechen anzeigten, hörte Lucilie Stimmen, welche ihr den Tod entfernter Menschen verriethen. Als sie einige Tage vor dem 10. August in Paris war und mit ihren übrigen Schwestern in der Nähe des Carmeliterklosters wohnte, warf sie einmal den Blick in einen Spiegel, stieß einen Schrei aus und rief: „Ich habe den Tod eintreten sehen!“ In den Haiden Caledoniens würde Lucilie ein mit dem zweiten Gesicht begabtes heiliges Weib Walter Scott's gewesen sein; in den armorikanischen Haiden war sie nichts als eine Einsiedlerin, welche der Himmel mit Schönheit, Geist und Unglück beschenkt hatte.

Das erste Erwachen der Muse.

Das Leben, welches meine Schwester und ich in Combourg führten, vermehrte noch die Ueberspannung unseres Alters und unseres Charakters. Unser hauptsächlichster Zeitvertreib bestand darin, daß wir nebeneinander auf der großen Maillebahn spazieren gingen, im Frühling auf einem Teppich von Schlüsselblumen, im Herbst auf einem Bett von welken Blättern, im Winter auf der mit den Spuren der Vögel, der Eichhörnchen und der Wiesel

gezeichneten Schneedecke. So jung wie die Blumen, so traurig wie die verwelkten Blätter, so rein wie der frisch gefallene Schnee standen wir mit unseren Erholungen in Harmonie.

Auf einem dieser Spaziergänge sagte Lucilie zu mir, als sie mich mit Entzücken von der Einsamkeit sprechen hörte: „Du solltest dies Alles darstellen.“ Dieses Wort offenbarte mir die Muse, und ein Hauch des Himmels berührte mich. Ich begann Verse zu stammeln, als ob sie meine natürliche Sprache gewesen wären; Tag und Nacht besang ich meine Vergnügungen, das heißt meine Wälder und meine Thäler; ich dichtete eine Menge kleiner Idyllen oder Naturgemälde *). Ich habe lange in Versen geschrieben, ehe ich in Prosa schrieb; Herr von Fontanes behauptete, ich sei in beiden Meister.

Luciliens Manuscript.

In dem ersten Entzücken der Begeisterung forderte ich Lucilien auf, mir nachzuahmen. Wir verbrachten ganze Tage damit, uns gegenseitig um Rath zu fragen, uns mitzutheilen, was wir gemacht hatten und was wir zu machen gedächten. Wir unternahmen gemeinschaftliche Arbeiten; von unserem natürlichen Gefühl geleitet, übersetzten wir die schönsten und die traurigsten Stellen aus Hiob und Lucrez über das Leben. Luciliens Gedanken waren nichts als Gefühle; sie rangen sich schwer aus

---

*) Man sehe meine vollständigen Werke.
Anmerk. von 1837. Paris.

ihrem Geiſte hervor, wenn es ihr aber gelang, ſie auszudrücken, ſo konnte es nichts Erhabeneres geben. Sie hat etwa dreißig Seiten Manuſcript hinterlaſſen, die man unmöglich leſen kann, ohne tief gerührt zu werden. Die Eleganz, die Anmuth, das Schwärmeriſche und der leidenſchaftliche Gefühlsausdruck dieſer Blätter zeigen eine Miſchung des griechiſchen und des germaniſchen Genius.

Die Morgenröthe.

„Welch ein ſanfter Lichtſchein beginnt den Oſten zu „erhellen! Iſt es die junge Aurora, die der Welt ihre „ſchönen, vom Schlafe noch getrübten Augen öffnet? „Zauberiſche Göttin, beeile Dich! verlaſſe Dein bräut„liches Lager und lege das Purpurkleid an; ein weicher „Gürtel umſchließe ſeine Falten; kein Schuh drücke Deine „zarten Füße, kein Schmuck entweihe Deine ſchönen Hände, „die dazu geſchaffen ſind, die Thore des Tages zu öffnen. „Doch ſchon erhebſt Du Dich über den ſchattigen Hügel. „Dein goldenes Haar wallt in feuchten Locken über Dei„nen roſigen Nacken herab. Aus Deinem Munde ſtrömt „ein reiner und duftender Hauch. Liebliche Göttin, die „ganze Natur lächelt Dir entgegen; Du allein vergießeſt „Thränen, und die Blumen ſproſſen empor.“

An den Mond.

„Keuſche Göttin! die Du ſo rein biſt, daß ſelbſt die „Roſen der Scham ſich nie mit Deinem ſanften Scheine „vermiſchen, ich wage es, Dich zur Vertrauten meiner

„Gefühle zu machen. Ich habe so wenig als Du über „mein eigenes Herz zu erröthen. Aber zuweilen umdüstert „die Erinnerung an das ungerechte und blinde Urtheil „der Menschen meine Stirn, wie die Deinige, mit Wol„ken. Gleich Dir, beleben die Irrthümer und Kleinlich„keiten der Welt meine Träume. Aber glücklicher als ich „bewahrest Du, Bürgerin des Himmels, stets Deine Hei„terkeit; die Stürme und Wetterwolken, die sich von „unserem Erdballe erheben, gleiten über Deine friedliche „Lichtscheibe dahin. Meiner Traurigkeit holde Göttin, „gieße Deine kalte Ruhe in mein Herz.“

Die Unschuld.

„Tochter des Himmels, holde Unschuld, wenn ich es „wagen könnte, von einigen Deiner Züge ein schwaches „Gemälde zu versuchen, so würde ich sagen, daß Du der „Kindheit die Tugend, dem Frühlinge des Lebens die „Weisheit, dem Alter die Schönheit, dem Unglücklichen „das Glück ersetzest; daß Du, unbekannt mit unseren „Irrthümern, nur reine Thränen vergießest und daß „Dein Lächeln nur vom Himmel ist. Aber schöne Un„schuld! Du bist von Gefahren umringt, die Begierde „richtet alle ihre Pfeile auf Dich: wirst Du zittern, be„scheidene Unschuld? wirst Du Dich den Dir drohenden „Gefahren zu entziehen suchen? Nein, ich sehe Dich auf„recht stehen und, den Kopf auf einen Altar gestützt, „schlummern.“

Mein Bruder schenkte den Einsiedlern von Combourg zuweilen einige Augenblicke; gewöhnlich brachte er einen

jungen Mann mit, Herrn von Malfilâtre, Rath am bretagnischen Parlament, den Vetter des unglücklichen Dichters dieses Namens. Ich glaube, daß Lucilie, ohne daß sie es selbst wußte, eine geheime Neigung für diesen Freund meines Bruders gefaßt hatte und daß diese unterdrückte Liebe ein Grund ihrer Schwermuth war. Sie besaß überhaupt die Manie Rousseau's, ohne seinen Stolz zu besitzen: sie glaubte, daß die ganze Welt sich gegen sie verschworen habe. Im Jahre 1789 kam sie nach Paris, in Begleitung ihrer Schwester Julie, deren Verlust sie mit einer Zärtlichkeit beweinte, die etwas Erhabenes an sich trug. Wer sie kannte, bewunderte sie, von Herrn von Malesherbes an bis zu Champfort. In die revolutionären Kerker zu Rennes geworfen, stand sie auf dem Punkte, als Gefangene auf das Schloß von Combourg gebracht zu werden, das während der Schreckensherrschaft als Gefängniß benutzt wurde. Als sie ihre Freiheit wieder erlangt hatte, vermählte sie sich mit Herrn von Caud, der sie nach einem Jahre zur Wittwe machte. Bei der Rückkehr aus meiner Emigration sah ich die Freundin meiner Kindheit wieder; ich werde erzählen, wie sie meinen Blicken entschwand, als es Gott gefiel, mir diesen Kummer zu bereiten.

Vallée-aux-Loups, November 1817.

Letzte, in Vallée-aux-Loups geschriebene Zeilen. — Aufschluß über das Geheimniß meines Lebens.

Von Montboissier zurückgekehrt, schreibe ich diese letzten Zeilen in meiner ländlichen Klause; ich muß sie verlassen, mich von den schön herangewachsenen Bäumen trennen, mit denen sie angefüllt ist und die schon in ihren dichten Reihen ihren Vater verbargen und ihn bekränzten. Ich werde sie nicht mehr sehen, die Magnolia, die ihre Rose dem Grabe meiner Floridienne versprach, die Fichte von Jerusalem und die Ceder des Libanon, welche dem Andenken Jerome's geweiht waren, den granadischen Lorbeerbaum, die griechische Platane und die armorikanische Eiche, in deren Schatten ich Bianka schilderte, Cymodocea besang und Velleda dichtete... Diese Bäume entstanden und wuchsen mit meinen poetischen Träumereien; sie waren die Hamadryaden derselben. Sie werden unter eine andere Herrschaft kommen; wird ihr neuer Gebieter sie lieben, wie ich sie liebte? Er wird sie eingehen, sie vielleicht umhauen lassen: ich soll nichts auf dieser Erde behalten. Indem ich von den Bäumen von Aulnay Abschied nehme, will ich mich des Lebewohls erinnern, das ich ehemals den Wäldern von Combourg sagte: jeder meiner Tage ist ein Abschiedsgruß.

Die Neigung zur Poesie, welche mir Lucilie eingeflößt hatte, war gewissermaßen Oel in das Feuer gegossen. Meine Gefühle steigerten sich auf einen höheren Grad; Gedanken an eitlen Ruhm kamen mir in den Sinn, ich

glaubte einen Augenblick an mein Talent, aber bald kehrte ich zu einem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst zurück und ich begann an diesem Talente zu zweifeln, wie ich stets daran gezweifelt habe. Ich betrachtete meine Arbeit als einen mißrathenen Versuch und zürnte Lucilien, daß sie eine unglückliche Neigung in mir erweckt hatte; ich hörte auf zu schreiben und beweinte meinen zukünftigen Ruhm, wie man seinen vergangenen Ruhm beweinen würde.

Als ich zu meinem früheren Nichtsthun zurückgekehrt war, fühlte ich besser, was meiner Jugend fehlte; ich war mir selbst ein Geheimniß. Ich konnte kein weibliches Wesen sehen, ohne verlegen zu werden; ich erröthete, wenn es mit mir sprach. Meine schon gegen Jedermann außerordentliche Schüchternheit wurde in Gegenwart eines weiblichen Wesens so groß, daß ich jede andere Qual der vorgezogen haben würde, mit einem Frauenzimmer allein zu bleiben; hatte sie sich aber entfernt, so wünschte ich sie sehnsüchtig zurück. Die Schilderungen Virgil's, Tibull's und Massillon's traten wohl vor meinen Geist; aber das Bild meiner Mutter und meiner Schwester bedeckte Alles mit seiner Reinheit und verdichtete noch die Schleier, welche die Natur zu lüften suchte; die Kindesliebe und die Geschwisterliebe täuschten mich über eine weniger uneigennützige Liebe. Hätte man mir die schönsten Sklavinnen des Serails überlassen, ich würde nicht gewußt haben, was ich von ihnen verlangen sollte; der Zufall klärte mich darüber auf.

Ein Nachbar des Gutes Combourg war mit seiner außerordentlich schönen Frau aufs Schloß gekommen, um

einige Tage daselbst zuzubringen. Ich weiß nicht, was im Dorfe geschah, aber Alles eilte an ein Fenster des großen Saales, um hinauszublicken. Ich erreichte zuerst das Fenster, die Fremde folgte mir auf dem Fuße; ich wollte ihr den Platz abtreten und wendete mich daher nach ihr um, sie stieß an mich an und ich fühlte mich zwischen sie und das Fenster gepreßt. Ich wußte nicht mehr, was um mich her vorging.

Von diesem Augenblicke an war ich mir bewußt, daß es das höchste Glück sein müsse, auf eine mir noch unbekannte Art zu lieben und geliebt zu werden. Hätte ich gethan, was die anderen Menschen thun, so würde ich den Kummer und die Freuden der Leidenschaft, deren Keim ich in mir trug, bald kennen gelernt haben; aber in mir nahm Alles einen ungewöhnlichen Charakter an. Die Gluth meiner Phantasie, meine Schüchternheit und die Einsamkeit waren Ursache, daß ich, anstatt außer mir zu blicken, mich in mich selbst zurückzog; da mir ein wirklicher Gegenstand fehlte, so schuf ich mir durch die Kraft meiner unbestimmten Wünsche ein Phantom, das mich nicht mehr verließ. Ich weiß nicht, ob die Geschichte des menschlichen Herzens ein zweites Beispiel dieser Art bietet.

Das Liebesphantom.

Ich setzte mir das Bild eines weiblichen Wesens aus allen Frauen zusammen, die ich gesehen hatte; ich gab ihm die Gestalt, das Haar und das Lächeln der Fremden, die mich an ihre Brust gedrückt, die Augen und die

frische Gesichtsfarbe des einen und des andern jungen Mädchens aus dem Dorfe. Die Porträts der vornehmen Damen aus den Zeiten Franz I., Heinrich's IV. oder Ludwig's XIV., mit denen der Salon geschmückt war, lieferten mir noch andere Züge und ich entlehnte selbst von den Muttergottesbildern in den Kirchen einzelne Schönheiten.

Dieses Zauberbild begleitete mich unsichtbar überall hin; ich sprach mit ihm, wie mit einem wirklichen Wesen; es verwandelte sich je nach meiner Laune und war bald Aphrodite ohne Schleier, bald Diana in Azur und Morgenroth gekleidet, Thalia mit der lachenden Maske, Hebe mit der Schale der ewigen Jugend; oft war es eine Fee, die mich zum Herrn der ganzen Natur machte. Ich brachte immerwährend Verbesserungen an meinem Gemälde an; ich nahm ihm einen Reiz, um ihn durch einen anderen zu ersetzen; ich veränderte seinen Putz und entlehnte ihn von allen Ländern, von allen Jahrhunderten, von allen Künsten, von allen Religionen. Wenn ich dann ein Meisterwerk geschaffen hatte, verwischte ich meine Zeichnung und meine Farben wieder; meine Einzige verwandelte sich in eine Menge weiblicher Bilder, an denen ich einzeln die Reize anbetete, die mich vorher im Verein entzückt hatten.

Pygmaleons Liebe zu seiner Statue kam der meinigen nicht gleich; meine ganze Sorge bestand darin, meinem Bilde zu gefallen. Da ich nichts an mir fand, was nöthig ist um Liebe einzuflößen, so dichtete ich mir das an, was mir fehlte. Ich war ein Reiter wie Castor und Pollur, ich spielte die Leier wie Apollo, Mars führte die

Waffen mit weniger Kraft und Gewandtheit als ich; ein Held des Romanes oder der Geschichte, erbaute ich eine Menge erdichteter Abenteuer auf erdichtete Grundlagen. Die Geister von Morvens Töchtern, die Sultaninnen von Bagdad und von Granada, die Edelfrauen der alten Schlöffer, die Bäder, Wohlgerüche, Tänze und Genüsse des Orients: dies Alles zauberte meine Phantasie mir herbei.

Um Mitternacht kam meine Göttin in Gestalt einer jungen Königin mit Diamanten und Blumen geschmückt, und suchte mich in Gärten von Orangenbäumen, in den Gallerien eines von den Wellen des Meeres bespülten Palastes, an den duftenden Ufern Neapels oder Messina's, unter einem Himmel der Liebe, den der Stern Endymion's mit seinem Lichte erleuchtet, auf; sie kommt näher, eine belebte Statue des Praxiteles mitten unter anderen unbeweglichen Statuen, unter verbleichten Gemälden und unter den Strahlen des Mondes erblichenen Fresken; das leise Geräusch ihrer Tritte auf den Marmormosaiken vermischt sich mit dem kaum hörbaren Gemurmel der Wellen. Eine königliche Eifersucht umgiebt uns. Ich sinke zu den Füßen der Königin der Gefilde Enna's, die seidenen Wellen des gelösten Diadems berühren meine Stirn, indem sie ihr sechzehnjähriges Köpfchen zu mir herabbeugt und ihre Hand auf meine von Ehrfurcht und Wollust klopfende Brust legt.

Wenn ich dann aus diesen Träumen erwachte, wenn ich sah, daß ich nur ein armer, unbekannter Bretagner war, ohne Ruhm, ohne Schönheit, ohne Talente, der Niemandes Blicke auf sich zu ziehen vermochte, den nie

ein Weib lieben würde, dann ergriff mich die Verzweiflung und ich wagte es nicht mehr, den Blick zu dem strahlenden Bilde empor zu heben, das ich an meine Schritte gefesselt hatte.

Zwei Jahre des Wahnsinnes. — Beschäftigungen und Hirngespinste.

Diese Schwärmerei dauerte zwei ganze Jahre; während deren die Ueberspannung meiner Geisteskräfte den höchsten Grad erreichte. Ich sprach wenig oder sprach gar nichts mehr; ich studirte noch, warf aber endlich die Bücher weg und mein Hang zur Einsamkeit steigerte sich noch mehr. Ich zeigte alle Symptome einer heftigen Leidenschaft, meine Augen wurden hohl, ich schlief nicht mehr, ich war zerstreut, traurig, heftig oder auffahrend. Meine Tage vergingen in einer wilden, seltsamen, wahnsinnigen Stimmung, die aber voll Wonne für mich war.

Nördlich vom Schlosse dehnte sich eine Haide aus, auf der mehrere Druidensteine standen; ich setzte mich im Scheine der untergehenden Sonne auf einen dieser Steine. Die vergoldeten Wipfel der Waldbäume, die Pracht der ganzen Natur, der zwischen rosenrothen Wolken schimmernde Abendstern, wiegten mich wieder in meine Träume; ich hätte dieses Schauspiel mit dem idealen Gegenstande meiner Sehnsucht genießen mögen. Ich folgte im Gedanken dem Gestirn des Tages, ich übergab ihm meine Göttin, daß es sie führen und sie in ihrer strahlenden Schönheit mit ihm die Huldigungen des Universums erhalten sollte. Der

Abendwind, welcher das zarte, auf den Grasspitzen ausgespannte Gewebe der Insekten zerriß, die Haidelerche, die sich auf einen Stein niederließ, riefen mich wieder in die Wirklichkeit zurück; ich schlug mit gepreßtem Herzen und niedergeschlagener Miene den Rückweg nach dem Schlosse ein.

An Gewittertagen im Sommer stieg ich auf den dicken westlichen Thurm. Das Rollen des Donners in den Dächern des Schlosses, der herabströmende Regen, welcher auf den Thurmpyramieden prasselte, der Blitz, welcher die Wolken zerriß und eine electrische Flamme auf den metallenen Wetterfahnen erzeugte, weckten meine Begeisterung; wie Ismen auf den Mauern Jerusalems rief ich den Donner, denn ich hoffte, daß er mir Armiden bringen werde.

War der Himmel rein, so ging ich durch die große Maillebahn, in deren Nähe mit Hecken und Weiden besetzte Wiesen lagen. Ich hatte mir in einer dieser Weiden einen Sitz wie ein Nest gemacht; hier brachte ich, allein zwischen Himmel und Erde, ganze Stunden in Gesellschaft der Grasmücken zu, meine Nymphe saß an meiner Seite. Ebenso verband ich ihr Bild mit der Schönheit der Frühlingsnächte voll Thauesfrische, voll Nachtigallgesang und voll Zephyrgeflüster.

Ein anderes Mal verfolgte ich einen einsamen, mit Uferpflanzen eingefaßten Weg; ich horchte auf das Geräusch, das man an unbesuchten Orten vernimmt, ich lauschte dem Gemurmel jedes Baumes, ich glaubte den Mondschein im Walde singen zu hören; ich wollte diesem Genusse Worte geben, aber sie erstarben mir auf den Lippen. Ich glaubte meine Göttin zu hören in den Biegun-

gen einer Stimme, in dem Zittern einer Harfe, in den weichen oder bebenden Tönen eines Hornes oder einer Harmonika. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die schönen Reisen schildern, die ich mit meiner Liebesblume machte, wie wir Hand in Hand die berühmten Ruinen besuchten: Venedig, Rom, Athen, Jerusalem, Memphis, Karthago; wie wir die Meere überschifften, wie wir unser Glück unter den Palmen Otaheiti's, in den duftenden Gebüschen Amboina's und Tidors suchten, wie wir auf dem Gipfel des Himalaya die Morgenröthe weckten, wie wir die heiligen Flüsse hinabfuhren, deren Wellen die Pagoden mit goldenen Kuppeln bespülen; wie wir an den Ufern des Ganges schlummerten, während der Bengali, auf der Spitze des Mastes eines Bambusnachens sitzend, seine indische Barcarole sang.

Himmel und Erde waren mir nichts mehr. Ich vergaß besonders den Himmel; aber wenn ich auch nicht mehr meine Bitten an ihn richtete, so hörte er doch die Stimme meines geheimen Kummers, denn ich litt und das Leiden ist eine Gebet.

Meine Herbstfreuden.

Je trauriger die Jahreszeit war, desto mehr stimmte sie mit mir überein. Der Winter, welcher die Verbindungen erschwert, isolirt die auf dem Lande Wohnenden; man fühlt sich mehr vor den Menschen geschützt.

Die Naturscenen des Herbstes haben einen morali-

schen Sinn; die Blätter, welche fallen wie unsere Jahre, die Blumen, welche verwelken wie unsere Stunden, die Wolken, welche fliehen wie unsere Illusionen, das Tageslicht, welches sich schwächt wie unsere Geisteskräfte, die Sonne, welche kälter wird, wie unsere Liebe: dies Alles steht mit unseren Schicksalen in einer geheimen Beziehung.

Ich sah mit einem unbeschreiblichen Vergnügen die Rückkehr der stürmischen Jahreszeit, den Flug der Schwäne und der Waldtauben die Versammlungen der Krähen auf der Teichwiese und ihre Zusammenkunft beim Einbruche der Dunkelheit auf den höchsten Eichen der großen Maillebahn. Wenn des Abends ein bläulicher Duft am Waldsaume emporstieg, wenn man das Klagelied des Windes in dem trockenen Moose vernahm, dann trat ich in den Vollgenuß der Sympathien meines innersten Wesens.

Wenn ich einen Landmann auf dem Felde arbeiten sah, blieb ich stehen, um mir diesen Menschen zu betrachten, der im Schatten der Aehren aufgewachsen war, unter denen er einst auch abgemähet werden sollte, und der, indem er die Erde seines Grabes mit seinem Pflugschar umwendete, die heißen Schweißtropfen, die ihm von der Stirn rannen, mit dem kalten Regen des Herbstes vermischte; die Ackerfurche die er zog, war das Denkmal, das ihn überleben sollte. Was that dann mein schönes Phantasiegebilde? Es versetzte mich durch seine Zauberkraft an die Ufer des Nils, es zeigte mir die im Sande versunkene Pyramide, und ich freute mich, die Fabeln meines Glücks außer den Kreis der irdischen Wirklichkeit versetzt zu sehen.

Des Abends fuhr ich allein in einem Nachen auf dem Teiche, zwischen dem Schilfrohre und den breiten Blättern der Wasserrosen hindurch. Hier versammelten sich die Schwalben, um unsere Gegend zu verlassen; ich beobachtete sie mit größerer Aufmerksamkeit, als Tavernier in seiner Kindheit den Erzählungen eines Reisenden zuhörte. Sie spielten über dem Wasser im Scheine der untergehenden Sonne, verfolgten die Mücken, erhoben sich zusammen in die Luft, als wollten sie ihre Flügel versuchen, ließen sich dann auf den Schilfstengeln nieder, welche von ihrem Gewichte kaum gebogen wurden und auf denen sie ihr verworrenes Gezwitscher ertönen ließen.

Phantasien.

Die Nacht sank herab; das befiederte Volk der Wasserhühner, der wilden Enten, der Taucher und der Becassinen lag schweigend in dem vom Winde bewegten Schilfe, die Wellen des Teiches schlugen an die Ufer, die lauten Stimmen des Herbststurmes ertönten über den Sümpfen und in den Wäldern; ich landete mit meinem Nachen und kehrte in das Schloß zurück. Es schlug zehn Uhr. Sobald ich in mein Zimmer kam, öffnete ich das Fenster, heftete den Blick auf den Himmel und ließ meiner Phantasie freien Lauf. Ich erhob mich mit meiner Zauberin in die Wolken; in ihre Schleier und in ihr langes Haar gehüllt, streifte ich, vom Sturme getragen, über die Wipfel der Bäume hin, erschütterte ich die Felsenspitzen oder schaukelte mich auf den Wellen des Meeres. In die Unendlichkeit mich tauchend, vom Throne des

Ewigen nach den Pforten der Tiefe hinabsteigend, fühlte ich, daß die Welten der Allgewalt meiner Liebe unterthan waren. Mitten in dem Toben der Elemente verband ich mit Entzücken den Gedanken an die Gefahr mit dem Gedanken an die Freude. Das Brausen des Nordwindes war für mich der Seufzer der Wollust; das Rauschen des Regens lud mich zum Schlummer am Busen eines Weibes ein. Die Worte, die ich an dieses Weib richtete, würden die Sinne des Greisenalters wieder belebt und den Marmor der Gräber erwärmt haben. Die Zauberin, die Ursache meines Wahnsinns, war zu gleicher Zeit eine unschuldige Eva, der Alles unbekannt war, und eine gefallene Eva, die Alles wußte, eine Jungfrau und ein liebendes Weib, ein Verein von Geheimniß und Leidenschaft; ich stellte sie auf einen Altar und betete sie an. Das stolze Gefühl von ihr geliebt zu werden, erhöhte noch meine Liebe. Wenn sie ging, warf ich mich auf die Erde, um unter ihre Füße getreten zu werden, oder um die Spur derselben zu unterbrechen. Ihr Lächeln beunruhigte mich, ich zitterte bei dem Tone ihrer Stimme, ich seufzte vor Verlangen, wenn ich etwas berührte, was sie berührt hatte. Der Odem ihres Mundes drang bis in das Mark meiner Knochen und strömte anstatt des Blutes durch meine Adern. Auf einen einzigen ihrer Blicke wäre ich bis an das Ende der Welt geflogen und mit ihr würde ich in einer Wüste glücklich gewesen sein. An ihrer Seite würde ich die Höhle des Löwen für einen Palast gehalten haben und Millionen Jahrhunderte würden zu kurz gewesen sein, um die Gluth zu erschöpfen, von der mein Inneres erfüllt war.

Zu dieser Begeisterung gesellte sich eine moralische Abgötterei. Durch ein anderes Spiel meiner Phantasie wurde diese Phryne, die mich mit ihren Armen umstrickte, für mich auf das Ideal des Ruhmes und besonders der Ehre; die Tugend, wenn sie ihr schwerstes Opfer bringt, der Geist, wenn er den erhabendsten Gedanken erzeugt, würden kaum einen neuen Begriff von dieser neuen Art des Glückes geben. Ich fand in meiner wunderbaren Schöpfung zu gleicher Zeit alle Genüsse des Geistes und Alles was den Sinnen schmeichelte. Bestürmt und fast erdrückt von dieser doppelten Seligkeit, wußte ich nicht mehr, welches meine wirkliche Existenz war; ich war ein Mensch und war kein Mensch; ich wurde zur Wolke, zum Sturme, zum Getöse; ich war ein reiner Geist, ein ätherisches Wesen, ich besang die höchste Seligkeit. Ich legte meine Natur ab, um mich mit dem Wesen meiner Sehnsucht zu verschmelzen, um mich in sie zu verwandeln, um noch inniger die Schönheit zu berühren, um zu gleicher Zeit die empfangene und die gegebene Liebe, der Liebende und der Geliebte zu sein.

Plötzlich sah ich meinen Wahnsinn ein und stürzte mich auf mein Lager; ich warf mich in meinem Schmerze hin und her und benetzte mein Bett mit heißen Thränen, welche Niemand sah und die für ein Hirngespinnst flossen.

Versuchung.

Bald vermochte ich nicht länger in meinem Thurme zu bleiben; ich stieg im Dunkeln hinab, öffnete leise, wie ein Dieb, die Thür des Perron und eilte in den Wald.

Nachdem ich eine Zeitlang ohne Ziel umhergelaufen war und die Arme bewegt hatte, um den Sturm festzuhalten, der mir entschlüpfte, wie der Schatten, den ich verfolgte, lehnte ich mich an den Stamm einer Buche; ich betrachtete die Raben, die ich von einem Baume verscheucht hatte und die sich auf einen anderen setzten, dessen entblätterter Wipfel vom Lichte des Mondes beleuchtet war; ich wünschte, diese todte Welt bewohnen zu können, welche die Leichenbläße des Grabes abspiegelte. Ich fühlte weder die Kälte, noch die Feuchtigkeit der Nacht; selbst der eisige Hauch der Morgenluft hätte mich nicht aus meinen Gedanken geweckt, wäre nicht in diesem Augenblicke der Ton der Glocke im Dorfe an mein Ohr geschlagen.

In den meisten Dörfern der Bretagne läutet man gewöhnlich bei Anbruch des Tages für die Todten. Dieses aus drei immer wiederkehrenden Tönen bestehende Geläute bildet eine Art einfacher, ländlicher Melodie. Nichts harmonirte besser mit der Stimmung meiner kranken, verwundeten Seele, als daß ich an die Bekümmernisse des Lebens durch den Ton der Glocke erinnert wurde, welcher das Ende derselben ankündigte. Ich dachte an den Hirten, der in seiner unbekannten Hütte den Geist aufgab und dann auf einem eben so unbekannten Gottesacker der Erde übergeben wurde. Warum war er auf die Erde gekommen? ich selbst, was sollte ich auf dieser Welt? Da ich sie einmal wieder verlassen mußte, war es nicht besser, dies geschah in der Kühle des Morgens und ich kam um so früher ans Ziel, als daß ich die Reise unter der Last der Tageshitze vollendete? Die Gluth der Sehnsucht über-

zog meine Wangen; der Gedanke nicht mehr zu sein, bemächtigte sich meines Herzens wie das Gefühl einer plötzlichen Freude. In der Zeit der Verirrungen meiner Jugend habe ich oft gewünscht, das Glück nicht zu überleben; es lag in dem Gedanken daran schon ein Grad von Seligkeit, welcher die Sehnsucht nach der Vernichtung in mir weckte.

Immer fester an meine Phantasiegebilde gekettet, unvermögend zu genießen, was nicht existirte, glich ich jenen verstümmelten Unglücklichen, die von einer unerschöpflichen Seligkeit träumen und deren Phantasie ihnen Genüsse zeigt, welche für sie die Qualen der Hölle sind. Ich hatte überdies das Vorgefühl meiner traurigen Zukunft; erfinderisch mir Leiden vorzuspiegeln, hatte ich mich zwischen eine doppelte Verzweiflung gestellt: zuweilen hielt ich mich für ein untaugliches Geschöpf, das nicht fähig sei, sich über das Alltägliche zu erheben; zuweilen glaubte ich Tugenden in mir zu fühlen, welche nie anerkannt werden würden. Ein geheimes Gefühl sagte mir, daß ich auf meinem Wege durchs Leben nie finden würde, was ich suchte.

Alles trug dazu bei, die Bitterkeit meines Gefühles zu nähren; Lucilie war unglücklich, meine Mutter tröstete mich nicht, mein Vater machte mir das Leben schwer. Seine Menschenfeindlichkeit vermehrte sich mit den Jahren, das Alter beugte seinen Geist wie seinen Körper, er belauschte mich beständig, um mich auszuschelten. Wenn ich von meinen Streifereien zurückkam und ihn auf dem Perron sitzen sah, so würde ich mich eher haben umbringen lassen, als in das Schloß zu gehen. Das war indes-

sen nur ein Aufschub meiner Qual; gezwungen beim Abendessen zu erscheinen, setzte ich mich ängstlich, mit vom Regen gepeitschten Wangen und unordentlichen Haaren auf die Ecke meines Stuhles. Unter den Blicken meines Vaters saß ich regungslos und der Schweiß trat mir auf die Stirne; der letzte Schein von Besinnung drohte mich zu verlassen.

Ich bin zu einem Zeitpunkte gekommen, wo ich einiger Kraft bedarf, um meine Schwäche zu gestehen. Wer Hand an sein Leben legt, zeigt weniger Stärke des Charakters als Ohnmacht des Geistes.

Ich besaß eine Jagdflinte, deren Schloß so schlecht beschaffen war, daß es oft in der Ruhe losging. Ich lud drei Kugeln in dieses Gewehr und suchte eine einsame Stelle in der großen Maillebahn auf. Ich spannte den Hahn, nahm die Mündung des Laufes in den Mund und stampfte mit dem Kolben auf die Erde; dies wiederholte ich mehrere Male, aber der Schuß ging nicht los, bis endlich das Erscheinen eines Wächters mich zwang, meinen Vorsatz aufzugeben. Fatalist ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, nahm ich an, daß meine Stunde noch nicht gekommen sei, und verschob die Ausführung meines Entschlusses auf einen anderen Tag. Hätte ich mir das Leben genommen, so wurde Alles was ich war, mit mir begraben und Niemand hätte erfahren, was mich zu einer solchen Katastrophe führte; ich hätte die Zahl der Unglücklichen ohne Namen vermehrt, Niemand hätte die Spur meines Kummers verfolgt, wie man der Blutspur eines Verwundeten folgt.

Sollten diese Schilderungen Eindruck auf Jemanden

machen und ihn in Versuchung führen, meine Thorheiten nachzuahmen; sollte ich durch meine Hirngespinnste die Theilnahme eines Menschen gewonnen haben, so möge er sich erinnern, daß ein Todter mit ihm spricht. Mein Leser, den ich nie kennen werde, es ist nichts von mir übrig, als was ich in der Hand des lebendigen Gottes bin, der mich gerichtet hat!

Krankheit. — Ich weigere mich, in den geistlichen Stand zu treten. — Plan zu einer Reise nach Indien.

Eine Krankheit, die Folge dieser unordentlichen Lebensweise, machte den Qualen ein Ende, denen ich die ersten Eingebungen der Muse und die ersten Anfälle der Leidenschaft zu danken hatte. Diese Leidenschaften, von denen mein Geist bestürmt wurde, diese noch unbestimmten Leidenschaften, glichen den Stürmen auf dem Meere, welche von allen Punkten des Horizonts wehen, und ich, ein unerfahrener Steuermann, wußte nicht, nach welcher Seite ich die Segel richten sollte. Die Brust schmerzte mir und ich wurde vom Fieber ergriffen; man schickte nach Bazouches, einem fünf bis sechs Lieues von Combourg entfernten Städtchen, und ließ einen vortrefflichen Arzt, Namens Cheftel rufen, dessen Sohn eine Rolle in der Verschwörung des Marquis von La Rouërie gespielt hat. *)

---

*) Je weiter ich im Leben fortschreite, desto mehr Personen meiner Memoiren finde ich wieder. Die Wittwe des Sohnes des Doctor Cheftel ist vor Kurzem in das Krankenhaus von Maria

Er examinirte mich genau, verordnete Arzeneien und erklärte, daß es vor Allem nöthig sei, mich meiner bisherigen Lebensweise zu entreißen.

Sechs Wochen lang schwebte ich in Gefahr. Meine Mutter setzte sich eines Morgens an mein Bett und sagte zu mir: „Es ist Zeit, daß Du einen Entschluß fassest; Dein Bruder ist im Stande, Dir zu einer Pfründe zu verhelfen, aber ehe Du ins Seminar trittst, mußt Du Dich sorgfältig prüfen, denn so sehr ich es wünsche, daß Du den geistlichen Stand wählest, so würde ich es doch vorziehen, daß Du diesen Entschluß aufgiebst, als daß Du ein schlechter Priester würdest."

Nach dem was man gelesen hat, kann man urtheilen, ob der Vorschlag meiner Mutter mir erwünscht war. Bei den wichtigsten Ereignissen meines Lebens habe ich immer schnell gewußt, was ich zu vermeiden hatte; ein Gefühl von Ehre leitete mich dabei. Als Abbé kam ich mir lächerlich vor; bei dem Gedanken Bischof zu werden imponirte mir die Majestät des Priesteramtes und ich wich ehrerbietig vor dem Altare zurück. Würde ich mich als Bischof bemühen, Tugenden zu erwerben, oder würde ich mich begnügen, meine Fehler zu verbergen? Für das Erstere fühlte ich mich zu schwach, für das Letztere zu aufrichtig. Wer mich für einen Heuchler oder für einen Ehrgeizigen erklärt, kennt mich wenig; ich werde nie Glück in der Welt machen, eben weil mir eine Leidenschaft und ein

---

Theresia aufgenommen worden; sie ist ein Zeuge mehr für die Wahrheit meiner Erzählung.

Anmerk. von 1834, Paris.

Laster fehlt: der Ehrgeiz und die Heuchelei. Der erstere würde bei mir höchstens beleidigte Eitelkeit sein; ich könnte zuweilen wünschen, Minister des Königs zu sein, um meine Feinde auslachen zu können, aber nach vierundzwanzig Stunden würde ich mein Portefeuille und meine Krone aus dem Fenster werfen.

Ich antwortete daher meiner Mutter, daß ich keinen hinreichend entscheidenden Beruf zum geistlichen Stande in mir fühle. Ich änderte also zum zweiten Male meinen Lebensplan; ich hatte nicht Seemann werden wollen und wollte auch nicht Priester werden. Es blieb mir noch die militärische Laufbahn; ich liebte sie, aber wie sollte ich den Verlust meiner Unabhängigkeit und die Fessel der europäischen Disciplin ertragen? Ich hatte einen ungereimten Einfall: ich erklärte, ich wolle nach Canada gehen und die dortigen Wälder urbar machen, oder nach Ostindien, um in den Armeen der Fürsten dieses Landes Dienste zu nehmen.

In Folge eines jener Contraste, wie man sie bei allen Menschen findet, wurde mein Vater, so verständig er auch sonst war, über einen abenteuerlichen Plan doch nie sehr aufgebracht. Er schalt meine Mutter wegen meiner Winkelzüge, aber entschloß sich, mich nach Ostindien gehen zu lassen. Ich wurde nach Saint-Malo geschickt, wo ein Schiff nach Pondichery ausgerüstet wurde.

Ein Besuch in meiner Vaterstadt. — Erinnerung an la Villeneuve und an meine Kindheit. — Ich werde nach Combourg zurückgerufen. — Letzte Zusammenkunft mit meinem Vater. — Ich trete in die Armee. — Abschied von Combourg.

Zwei Monate vergingen. Ich war allein auf meiner mütterlichen Insel, la Villeneuve war gestorben. Als ich sie an dem ärmlichen leeren Bett beweinen wollte, in dem sie verschieden war, bemerkte ich das kleine Korbgestelle, in dem ich gelernt hatte, auf dieser traurigen Erde auf meinen Füßen zu stehen. Ich dachte an meine alte Wärterin, wie sie von ihrem Lager aus ihren geschwächten Blick auf diesen Laufkorb gerichtet; dieses erste Denkmal meines Lebens, den letzten Augenblicken meiner zweiten Mutter gegenüber, der Gedanke an die Segenswünsche, welche die gute Villeneuve, indem sie die Welt verließ, für ihren Säugling an den Himmel gerichtet hatte, dieser Beweis einer so treuen, so uneigennützigen, so reinen Anhänglichkeit brach mir das Herz vor Liebe, Bedauern und Dankbarkeit.

Uebrigens fand ich in Saint-Malo nichts von meiner Vergangenheit; im Hafen suchte ich vergebens die Schiffe, auf denen ich mit den Tauen gespielt hatte, sie waren auf der Reise oder auseinander genommen worden; in der Stadt war das Haus, in dem ich geboren worden, in einen Gasthof umgewandelt. Ich stand fast noch an meiner Wiege und schon war eine ganze Welt darüber hingegangen. Ein Fremder an den Stätten meiner Kindheit, fragten die mich Begegnenden wer ich sei, aus dem einzigen Grunde, weil mein Kopf sich um einige Linien mehr

über den Boden erhoben hatte, zu dem er sich in wenigen Jahren wieder hinabneigen wird. Wie rasch und wie oft wechseln unsere Lebensverhältnisse und unsere Entwürfe! Freunde verlassen uns, andere treten an ihre Stelle; unsere Bekanntschaften wechseln; es giebt immer eine Zeit, wo wir nichts von dem besaßen, was wir jetzt besitzen, eine Zeit, wo wir nichts von dem haben, was wir früher hatten. Der Mensch hat nicht ein einziges sich gleich bleibendes Leben; er hat mehrere, welche aneinander gereiht sind, und dies ist sein Unglück.

Ohne einen Gefährten besuchte ich die Arena, wo ich meine Sandschlösser aufgebaut hatte: campos ubi Troja fuit. Ich besuchte die einsame Seeküste. Der von der Ebbe verlassene Strand zeigte mir das Bild der trostlosen Wüsten, welche die Illusionen zurücklassen, wenn sie sich zurückziehen. Mein Landsmann Abelard betrachtete wie ich vor achthundert Jahren diese Wellen mit dem Andenken an seine Heloise; wie ich sah er ein Schiff absegeln (ad horizontis undas) und sein Ohr vernahm wie das meinige das eintönige Geräusch der Wogen. Ich ließ mich von den brechenden Wellen bespritzen, indem ich mich den traurigen Gedanken hingab, die ich aus dem Walde von Combourg mitgebracht hatte. Ein Vorgebirge, Lavarde genannt, war das Ziel meiner Wanderungen; in den schmerzlichsten Gedanken auf der Spitze desselben sitzend erinnerte ich mich, daß diese Felsen mir in meiner Kindheit als Versteck dienten; während der Feste drängte ich hier meine Thränen zurück und meine Gefährten berauschten sich in der Freude. Ich fühlte mich weder mehr geliebt, noch glücklicher als damals. Bald sollte ich

mein Vaterland verlassen, um meine Tage unter verschiedenen Himmelsstrichen zu zerbröckeln. Diese Betrachtungen erfüllten mich mit tiefem Kummer und ich kam in die Versuchung, mich in die Wellen zu stürzen.

Ein Brief rief mich nach Combourg zurück. Ich komme an, ich speise mit meiner Familie zu Abend; mein Herr Vater spricht nicht ein Wort mit mir, meine Mutter seufzt, Lucilie scheint tief betrübt zu sein. Um zehn Uhr gehen wir auseinander; ich befrage meine Schwester, sie weiß nichts. Am folgenden Morgen um acht Uhr werde ich gerufen; ich gehe hinunter, mein Vater erwartet mich in seinem Cabinet.

„Herr Chevalier," sagte er zu mir, „Du mußt Deine thörichten Pläne aufgeben. Dein Bruder hat für Dich ein Unterlieutenantspatent im Regiment Navarra erhalten; Du mußt nach Rennes gehen und von da nach Cambrai. Hier sind hundert Louisd'or, gehe sparsam damit um. Ich bin alt und krank, ich kann nicht lange mehr leben. Betrage Dich als ein rechtschaffener Mann und entehre nie Deinen Namen."

Er umarmte mich. Ich fühlte, wie er sein runzeliges, strenges Gesicht gerührt an das meinige drückte; es war für mich die letzte väterliche Umarmung.

Der Graf von Chateaubriand, den ich immer so sehr gefürchtet hatte, erschien mir in diesem Augenblicke nur als der meiner Liebe würdigste Vater. Ich beugte mich auf seine fleischlose Hand nieder und weinte. Er war schon von einem Schlagflusse getroffen worden, der ihn ins Grab führte; sein linker Arm hatte dadurch eine convulsivische Bewegung erhalten, weshalb er ihn mit der rechten Hand

halten mußte. Indem er den Arm so hielt und nachdem er mir seinen alten Degen übergeben hatte, führte er mich, ohne mir Zeit zu lassen, mich zu besinnen, zu dem Cabriolet, das mich im grünen Hofe erwartete. Ich mußte vor seinen Augen einsteigen. Die Pferde gingen fort, während ich meiner Mutter und meiner Schwester, welche weinend auf dem Perron standen, einen Blick des Abschieds zuwarf.

Ich fuhr über den Teichdamm hin; ich sah das Schilfrohr meiner Schwalben, den Mühlbach und die Wiese, und ich warf einen Blick auf das Schloß zurück. Dann betrat ich, wie Adam nach dem Sündenfalle, das unbekannte Land; die ganze Welt lag vor mir: and the world was all before him.

Seit diesem Tage habe ich Combourg nur drei Mal wiedergesehen: nach dem Tode meines Vaters kamen wir in Trauerkleidern daselbst zusammen, um unsere Erbschaft zu theilen und uns Lebewohl zu sagen. Ein anderes Mal begleitete ich meine Mutter nach Combourg; sie beschäftigte sich mit der Möblirung des Schlosses und erwartete meinen Bruder, welcher meine Schwägerin nach der Bretagne bringen sollte. Mein Bruder kam nicht; er erhielt bald nebst seiner jungen Gattin von der Hand des Nachrichters ein anderes Kopfkissen, als das, welches meine Mutter ihm bereitet hatte. Endlich besuchte ich zum dritten Male Combourg, ehe ich mich in Saint-Malo nach Amerika einschiffte. Das Schloß war verlassen, ich war genöthigt, beim Verwalter abzusteigen. Als ich die große Maillebahn betrat, und am Ende der dunklen Allee den leeren Perron, die verschlossenen Thüren und Fenster erblickte,

war ich einer Ohnmacht nahe. Mit Mühe erreichte ich das Dorf wieder, ließ meine Pferde holen und reiste mitten in der Nacht ab.

Nach einer Abwesenheit von funfzehn Jahren und ehe ich Frankreich noch einmal verließ, um eine Reise nach dem gelobten Lande anzutreten, eilte ich nach Fougères, um das, was von meiner Familie übrig war, zu umarmen. Ich hatte nicht die Kraft, eine Wallfahrt nach der Gegend zu unternehmen, an welche sich die lebhaftesten Erinnerungen meines Lebens knüpften. In den Wäldern von Combourg bin ich geworden, was ich bin; dort habe ich den ersten Anfall des Ueberdrusses gefühlt, den ich durch mein ganzes Leben geschleppt, der Traurigkeit, welche meine Qual und mein Glück gewesen ist. Dort habe ich ein Herz gesucht, welches das meinige verstand; dort habe ich meine Familie sich vereinigen und dann sich zerstreuen sehen. Mein Vater hoffte dort auf die Wiederherstellung des Glanzes seines Namens, auf die Erneuerung des Vermögens seiner Familie: eine Chimäre, welche die Zeit und die Revolutionen zerstreut haben. Von zehn Kindern, die wir waren, sind wir nur drei übrig geblieben; mein Bruder, Julie und Lucilie sind nicht mehr, meine Mutter ist vor Schmerz gestorben, die Asche meines Vaters ist seinem Grabe entrissen worden.

Wenn meine Werke mich überleben, wenn ich einen Namen hinterlasse, so wird vielleicht einst ein Wanderer, von diesen Memoiren geleitet, die Orte besuchen, die ich geschildert habe. Er wird das Schloß erkennen, aber er wird vergebens die alten Wälder suchen; die Wiege meiner Träume ist verschwunden, wie diese Träume selbst.

Allein auf ihrem Felsen, betrauert die alte Burg ihre Eichen, die hundertjährigen Gefährten, die sie umgaben und gegen die Stürme schützten. Allein wie sie, habe ich wie sie die Familie um mich her ins Grab sinken sehen, die mir ihren Schutz lieh; zum Glück ist mein Leben nicht auf einen so festen Grund gebaut, wie die Thürme, in denen ich meine Jugend verlebt habe, denn der Mensch leistet den Stürmen weniger Widerstand, als die von seinen Händen errichteten Gebäude.

Berlin, März 1821.

Durchgesehen im Juli 1846.

Berlin. — Potsdam. — Friedrich.

Es ist weit von Combourg nach Berlin, von einem jungen Träumer zu einem alten Minister. Bei der Aufschrift zu nachstehenden Zeilen drängt sich mir abermals der Gedanke auf: An wie vielen Orten habe ich diese Memoiren schon begonnen und an welchem Orte werde ich sie beendigen?

Nahe an vier Jahre liegen zwischen dem Datum der Begebenheiten, die ich erzählt habe, und dem, an welchem ich diese Memoiren fortsetze. Vielerlei ist seitdem geschehen; ein zweiter Mensch hat sich in mir gefunden: der Politiker; doch lege ich wenig Werth auf ihn. Ich habe die Freiheiten Frankreichs vertheidigt, die allein dem rechtmäßigen Throne dauernden Bestand geben können. Mit dem „Conservateur“ habe ich Herrn von Villèle zum

Minister gemacht; ich habe den Herzog von Berry sterben sehen und habe sein Andenken in Ehren gehalten. Um Alles zu versöhnen, habe ich mich entfernt; ich habe die Gesandtschaft in Berlin angenommen.

Gestern war ich in Potsdam, dieser geschmückten Kaserne, gegenwärtig ohne Soldaten; ich studirte den falschen Julian in seinem falschen Athen. Man hat mir in Sanssouci den Tisch gezeigt, an welchem ein großer deutscher Monarch die encyklopädischen Grundsätze in kleine französische Verse übertrug; das mit hölzernen Affen und Papageien ausgeschmückte Zimmer Voltaire's, die Mühle, welche aus Laune von dem Manne verschont wurde, der ganze Provinzen verwüstete, das Grabmal des Pferdes Cäsar und der Windhunde Diana, Amourette, Biche, Superbe und Vax. Der königliche Gotteslängner gefiel sich darin, selbst die Heiligkeit der Gräber zu entweihen, indem er seinen Hunden Mausoleen errichtete; neben ihnen hatte er seine eigene Grabstätte bezeichnet, weniger aus Verachtung der Menschen als um mit der Vernichtung zu prahlen.

Man hat mich in den neuen Palast geführt, der schon in Trümmer zerfällt. In dem alten Potsdamer Schlosse bewahrt man sorgfältig die Tabaksflecken, die zerrissenen und beschmutzten Lehnstühle, kurz alle Spuren der Unsauberkeit des fürstlichen Renegaten. Diese Gemächer vereinigen zu gleicher Zeit den Schmutz des Cynikers, die Schamlosigkeiten des Atheisten, die Tyrannei des Despoten und den Ruhm des Soldaten.

Ein einziger Gegenstand hat meine Aufmerksamkeit angezogen: der Zeiger einer Uhr, welcher die Minute

andeutet, in der Friedrich verschied. Die Unbeweglichkeit des Bildes hatte mich getäuscht; die Stunden entfliehen ohne Unterlaß, nicht der Mensch hält die Zeit auf, die Zeit hält den Menschen auf. Uebrigens ist es ziemlich gleich, welche Rolle wir im Leben gespielt haben, der Glanz oder die Dunkelheit unserer Lehren, unsere Reichthümer oder unsere Armuth, unsere Freuden oder unsere Leiden ändern nichts an dem Maße unserer Tage. Mag sich der Zeiger auf einem goldenen oder auf einem hölzernen Zifferblatte bewegen, mag dieses groß oder klein sein, mag es das Schild eines Ringes oder die Rosette einer Basilika ausfüllen, die Dauer der Stunde bleibt die nämliche.

In einer Gruft der protestantischen Kirche, unmittelbar unter der Kanzel des Schismatikers in weltlicher Kleidung, habe ich den Sarg des gekrönten Philosophen gesehen. Dieser Sarg ist von Bronze; wenn man daran klopft, giebt er einen hellen Ton von sich. Den Soldaten, der in diesem ehernen Bette schläft, würde selbst das Geräusch seines Ruhmes nicht aus seinem Schlummer wecken; er wird nicht eher als beim Tone der Trompete erwachen, die ihn auf sein letztes Schlachtfeld vor das Angesicht des Herrn aller Heerschaaren rufen wird.

Ich fühlte so sehr das Bedürfniß einer Veränderung der äußeren Eindrücke, daß mir der Besuch des Marmorpalastes einige Erleichterung gewährte. Der König, welcher ihn erbauen ließ, hatte früher einmal, als ich, ein armer Offizier, durch seine Armee reiste, einige ehrende Worte an mich gerichtet. Dieser König theilte wenigstens die Schwächen der gewöhnlichen Menschen; unbedeutend

wie sie, warf er sich dem Vergnügen in die Arme. Werden sich die beiden Skelette wohl jetzt um den Unterschied kümmern, der ehedem, als das eine Friedrich der Große und das andere Friedrich Wilhelm hieß, zwischen ihnen stattfand? Sanssouci und der Marmorpalast sind Beides herrenlose Ruinen.

Obgleich die Großartigkeit der Begebenheiten unserer Tage die Ereignisse der Vergangenheit verdunkelt hat, obgleich die Treffen bei Roßbach, Lissa, Liegnitz, Torgau ꝛc. nichts als Scharmützel gegen die Schlachten bei Marengo, Austerlitz, Jena und an der Moskwa sind, so verliert doch, wenn man Alles in Betracht zieht, Friedrich der Große weniger als jeder Andere bei einem Vergleich mit dem auf St. Helena angefesselten Riesen. Der König von Preußen und Voltaire bilden zusammen ein seltsames Paar, das stets in der Erinnerung leben wird; der Letztere zerstörte die gesellschaftlichen Verhältnisse vermittelst der Philosophie, mit deren Hülfe der Erstere ein Königreich gründete.

Die Abende in Berlin sind lang. Ich bewohne ein Hotel, welches der Frau Herzogin von Dino gehört. Mit Einbruch der Nacht verlassen mich meine Secretäre, und wenn am Hofe keine Festlichkeit zur Feier der Vermählung des Großfürsten und der Großfürstin Nikolaus *) stattfindet, so bleibe ich zu Haus. Allein an einem Ofen von düsterer Gestalt sitzend, höre ich nichts als den Ruf der Schildwache am Brandenburger Thore und die Schritte

---

*) Jetzt Kaiser und Kaiserin von Rußland.
Paris, Anmerk. von 1832.

des Mannes, der die Stunden abruft. Womit werde ich meine Zeit hinbringen? Mit Büchern? Ich habe nur wenige. Ich werde meine Memoiren fortsetzen.

Der Leser hat mich auf dem Wege von Combourg nach Rennes verlassen; ich stieg in letztgenannter Stadt bei einem meiner Verwandten ab. Er theilte mir hoch erfreut mit, daß eine nach Paris reisende Dame seiner Bekanntschaft einen Platz in ihrem Wagen übrig habe und daß er sich anheischig mache, die Dame zu bewegen, daß sie mich mit sich nähme. Ich ging darauf ein, obgleich ich im Geiste die Dienstbeflissenheit meines Verwandten verwünschte. Er schloß die Sache ab und stellte mich bald meiner Reisegesellschafterin, einer gewandten und ungenirten Modehändlerin, vor, welche lachte, als sie mich erblickte. Um Mitternacht kamen die Pferde an und wir reisten ab.

So befand ich mich mitten in der Nacht allein mit einer Frau in einem Reisewagen. Wie war es möglich, daß ich, der ich in meinem Leben kein weibliches Wesen angesehen hatte, ohne zu erröthen, von der Höhe meiner Träume zu dieser fürchterlichen Wirklichkeit herabsteigen konnte? Ich wußte nicht, wo ich war und drückte mich in die Ecke des Wagens, aus Furcht, das Kleid der Madame Rosa zu berühren. Wenn sie mit mir sprach, stammelte ich etwas vor mich hin, ohne ihr antworten zu können. Sie war genöthigt, den Postillon zu bezahlen, kurz, für Alles zu sorgen, denn ich war zu nichts fähig. Als es Tag wurde, betrachtete sie mit neuem Erstaunen diesen einfältigen Tropf und bereuete es gewiß, sich mit ihm eingelassen zu haben.

Als die Gegend eine andere Gestalt anzunehmen begann und ich nicht mehr die Kleidung und den Dialect der bretagnischen Landleute erkannte, bemächtigte sich meiner eine tiefe Niedergeschlagenheit, was die üble Meinung, welche Madame Rosa von mir hatte, nur noch vermehrte. Ich bemerkte, welche Gefühle ich ihr einflößte, und diese erste Bekanntschaft mit der Welt ließ einen Eindruck in mir zurück, der sich nie vollkommen verwischt hat. Ich war von Natur zurückhaltend, aber nicht blöde; ich besaß die Bescheidenheit meines Alters, ohne die Schüchternheit desselben zu besitzen. Als ich errieth, daß ich mich durch meine gute Seite lächerlich machte, verwandelte sich meine Zurückhaltung in eine unüberwindliche Blödigkeit. Ich vermochte kein Wort mehr zu sprechen; ich fühlte, daß ich etwas zu verbergen hatte und daß dieses Etwas eine Tugend war; ich faßte den Entschluß, mich selbst zu verbergen, um meine Unschuld in Frieden zu tragen.

Wir näherten uns Paris. Bei der Station von Saint-Cyr war ich erstaunt über die Breite der Straßen und über die Regelmäßigkeit der Anpflanzungen. Bald erreichten wir Versailles, dessen Orangerie und Marmortreppen meine Bewunderung erregten. Durch die glücklichen Erfolge des Kriegs in Amerika war neue Pracht in das Schloß Ludwigs XIV. eingezogen; die junge Königin herrschte daselbst im Glanze der Schönheit und Jugend; der seinem Verfall so nahe Thron schien niemals fester gestanden zu haben. Und ich, ein unbekannter Reisender, sollte alle diese Pracht überleben, ich sollte auf der Erde bleiben, um die Wälder von Trianon

eben so verödet zu sehen, als die, aus denen ich damals kam.

Endlich kamen wir in Paris an. Es war mir, als hätten alle Gesichter einen spöttischen Ausdruck; wie der Junker aus Perigord glaubte ich, man sähe mich nur an, um sich über mich lustig zu machen. Madame Rosa stieg im Hotel de l'Europe in der Straße du Mail ab und eilte, sich ihres einfältigen Reisegefährten zu entledigen. Kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, so sagte sie zu dem Portier: „Geben Sie diesem Herrn ein Zimmer. — Ihre Dienerin," setzte sie hinzu, indem sie mir eine flüchtige Verbeugung machte. Ich habe Madame Rosa nie wiedergesehen.

Berlin, März 1821.

Mein Bruder. — Mein Vetter Moreau. — Meine Schwester, die Gräfin von Farcy.

Ein Mädchen, mit einem nummerirten Schlüssel in der Hand, stieg vor mir die dunkle und steile Treppe hinauf; hinter mir folgte ein Savoyard, der meinen kleinen Koffer trug. In der dritten Etage öffnete die Magd ein Zimmer, und der Savoyard stellte den Koffer quer über die Arme eines Lehnstuhls. „Wünschen Sie etwas, mein Herr?" fragte mich Erstere dann. — „Nein," erwiderte ich. Ein dreimaliges Pfeifen ließ sich vernehmen; die Magd rief: „Ich komme!" entfernte sich hastig, warf die Thür zu und sprang mit dem Savoyarden die Treppe hinab. Als ich mich allein sah, fühlte ich eine solche

Beklommenheit des Herzens, daß wenig gefehlt hätte und ich wäre auf der Stelle wieder nach der Bretagne zurückgereist. Alles, was ich über Paris gehört hatte, kam mir ins Gedächtniß; ich fühlte mich in hundertfältiger Beziehung verlegen. Ich hätte mich gern niedergelegt, aber das Bett war nicht gemacht; ich hatte Hunger und wußte nicht, wie ich etwas zu essen bekommen sollte. Ich fürchtete, gegen den Gebrauch zu verstoßen; sollte ich nach den Leuten rufen? sollte ich hinabgehen? an wen sollte ich mich wenden? Ich gewann es endlich über mich, aus dem Fenster zu blicken und sah in einen inneren Hof, der so tief wie ein Brunnen und in welchem Leute ab und zu gingen, die gewiß in ihrem Leben nicht an den Gefangenen im dritten Stockwerk gedacht hätten. Ich setzte mich wieder in die Nähe des unsauberen Alkovens, in welchem ich schlafen sollte, und betrachtete die Figuren der Tapete, mit der die Wände bekleidet waren. Ein entferntes Geräusch von Stimmen läßt sich vernehmen, es wird deutlicher und kommt näher; meine Thür wird geöffnet und herein tritt mein Bruder und einer meiner Vettern, der Sohn einer Schwester meiner Mutter, die eine nicht besonders glückliche Ehe geschlossen hatte. Madame Rosa hatte doch einiges Mitleid mit mir gehabt, sie hatte meinem Bruder, dessen Adresse sie in Rennes erfahren, sagen lassen, daß ich in Paris angekommen sei. Mein Bruder umarmte mich. Mein Vetter Moreau war ein großer und wohlbeleibter Mann, dessen Gesicht beständig mit Tabak verunreinigt war, der außerordentlich viel aß, sehr wenig sprach, unaufhörlich umhertrippelte und geräuschvoll Athem holte; sein Mund war stets halb geöffnet und

die Zunge ein wenig herausgestreckt, er kannte die ganze Welt und brachte sein Leben meist in Wirthshäusern, Vorzimmern und Salons zu. „Nun, da sind Sie endlich in Paris, Chevalier," rief er aus; „ich will Sie zu Frau von Chastenay führen." Wer war diese Frau, deren Namen ich zum ersten Male hörte? Dieser Vorschlag brachte mich gegen meinen Vetter Moreau auf. „Der Chevalier bedarf gewiß der Ruhe," sagte mein Bruder; „wir wollen Frau von Farcy besuchen, dann wird er hierher zurückkehren, um zu speisen, und sich dann schlafen legen."

Ein Gefühl von Freude zog in mein Herz ein; die Erinnerung an meine Familie mitten in einer unbekannten Welt war mir unendlich wohlthuend. Wir gingen. Der Vetter Moreau tobte über mein schlechtes Zimmer und bedeutete meinem Wirthe, mich wenigstens ein Stockwerk tiefer einzuquartieren. Wir stiegen in den Wagen meines Bruders und fuhren nach dem Kloster, in welchem Frau von Farcy wohnte.

Julie befand sich seit einigen Monaten in Paris, um die dasigen Aerzte zu Rathe zu ziehen. Ihr reizendes Gesicht, ihre Eleganz und ihr ungewöhnlicher Geist hatten bald die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Ich habe schon gesagt, daß sie ein angeborenes Talent zur Dichtkunst besaß. Sie ist eine Heilige geworden, nachdem sie eine der angenehmsten Frauen ihrer Zeit gewesen war; der Abbé Carron hat ihr Leben beschrieben *). Diese Apostel,

---

*) Die Lebensbeschreibung meiner Schwester Julie findet man in den Supplementen dieser Memoiren.

die überall nach Seelen suchen, empfinden für sie die Liebe, welche ein Vater der Kirche dem Schöpfer zuschrieb: „Wenn eine Seele im Himmel ankommt," sagt dieser Priester mit der Herzenseinfalt eines ersten Christen und dem kindlichen Geiste der Griechen, „so nimmt Gott sie auf seinen Schooß und nennt sie seine Tochter."

Lucilie hat ein erschütterndes Klagelied hinterlassen: „An die Schwester, die ich nicht mehr habe." Die Verehrung des Abbé Carron für Julien erklärt und rechtfertigt Luciliens Worte. Die Erzählung des würdigen Priesters zeigt auch, daß ich in der Vorrede zum „Génie du Christianisme" wahr gesprochen habe, und dient ebenso als Beweis für einige Stellen meiner Memoiren.

Die unschuldige Julie warf sich in die Arme der Buße; sie weihte die Schätze ihrer Kasteiungen der Erlösung ihrer Brüder und wurde nach dem Beispiele der berühmten Afrikanerin, ihrer Schutzpatronin, eine Märtyrerin.

Der Abbé Carron, Verfasser des „Lebens der Gerechten", ist jener Geistliche, der Franz von Paula des Exils, dessen von allen Leidenden gepriesener Name selbst von dem Ruhme Bonaparte's nicht verdunkelt wurde. Die Stimme eines armen verbannten Priesters ist nicht durch das Geräusch einer welterschütternden Revolution erstickt worden; es schien als wäre er ausdrücklich nur deshalb aus einem fremden Lande zurückgekommen, um die Tugenden meiner Schwester zu schildern. Er hat unter unseren Ruinen gesucht und hat ein Opfer und ein vergessenes Grab gefunden.

Wenn der neue Hagiograph das Bild von den religiösen Kasteiungen Juliens entwirft, glaubt man Bossuet in der Predigt über das Glaubensbekenntniß des Fräulein von Lavallière zu hören:

„Wird sie es wagen, diesen zarten, lieblichen und „verwöhnten Körper zu berühren? Wird man kein „Mitleid mit dieser schwachen Gestalt haben? Im Gegen„theil, an sie ganz besonders hält sich die Seele wie an „ihren gefährlichsten Verführer; sie steckt sich Grenzen; „von allen Seiten eingeschlossen, vermag sie nur noch auf „der Seite des Himmels zu athmen."

Ich kann mich einer gewissen Beschämung nicht erwehren, indem ich in den letzten Zeilen des ehrwürdigen Biographen meiner Schwester meinen Namen erblicke. Wie kann ich mit meinen Schwächen neben so hoher Vollendung stehen? Habe ich Alles gehalten, was mich der Brief meiner Schwester hatte versprechen lassen, als ich ihn während meines Exils in London empfing? Begnügt sich Gott mit einem Buche? Und steht mein Leben im Einklange mit dem Génie du Christianisme? Was nützt es, daß ich einige mehr oder weniger glänzende Bilder der Religion gezeichnet habe, wenn meine Leidenschaften einen Schatten auf meinen Glauben werfen? Ich habe nicht bis zu Ende ausgeharrt, ich habe das Bußhemd nicht angezogen; dieses Todtengewand würde meinen Schweiß eingesogen und getrocknet haben. Ermüdet von der Wanderung habe ich mich am Rande des Weges niedergesetzt; doch mag ich müde sein oder nicht, ich muß wieder aufstehen, um dahin zu gelangen, wohin meine Schwester gelangt ist.

Nichts fehlt zu Juliens Ruhme: der Abbé Carron hat ihr Leben beschrieben, Lucilie ihren Tod beweint.

Berlin, 30. März 1821.

Julie als Weltkind. — Diner. — Pommereul. — Frau von Chastenay.

Als ich Julien in Paris wiedersah, lebte sie in aller Pracht der Weltlichkeit; sie zeigte sich mit den Blumen bedeckt, mit den Halsketten geschmückt, mit den wohlriechenden Stoffen umhüllt, welche der heilige Clemens den ersten Christinnen verbietet. Der heilige Basilius will, daß die Mitte der Nacht für den Einsiedler das sei, was der Morgen für andere ist, damit er die Stille der Natur benutze. Aber die Mitte der Nacht war die Stunde, in welcher Julie in glänzende Gesellschaften ging, bei denen ihre mit wunderbarem Wohllaut vorgetragenen Verse den Hauptgegenstand des Genusses bildeten.

Julie war ungleich schöner als Lucilie; sie hatte liebliche blaue Augen und braunes Haar, das sie wellenförmig gewunden oder in kleinen Locken trug. Ihre außerordentlich weißen und schön geformten Hände und Arme erhöhten noch durch ihre anmuthigen Bewegungen die Reize ihrer bezaubernden Gestalt. Sie war geistreich und lebhaft, sie lachte viel ohne Affectation und zeigte dabei ihre perlenweißen Zähne. Eine Menge Porträts von Frauen aus der Zeit Ludwigs XIV. hatten Aehnlichkeit mit Julien, unter anderen die der drei Mortemart; aber sie besaß mehr Eleganz als Frau von Montespan.

Julie empfing mich mit der zärtlichen Liebe, die nur einer Schwester eigen ist. Ich fühlte mich wie in sicherm Hafen, als sie mich mit ihren Armen, ihren Bändern, Blumen und Spitzen umfing. Nichts ersetzt die Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Hingebung eines Weibes; man wird von seinen Brüdern und seinen Freunden vergessen, von seinen Zeitgenossen verkannt, aber nie von einer Mutter, einer Schwester oder einer Gattin. Als Harold in der Schlacht bei Hastings getödtet wurde, konnte ihn Niemand unter der Masse von Todten bezeichnen, man mußte seine Zuflucht zu einem jungen Mädchen, seiner Geliebten, nehmen. Sie kam, und der unglückliche Prinz wurde von Edith mit dem Schwanenhalse aufgefunden.

Mein Bruder brachte mich nach meinem Gasthofe zurück; er gab die nöthigen Befehle für mein Abendessen und verließ mich dann. Ich speiste allein und legte mich in trauriger Stimmung zu Bett. Meine erste Nacht in Paris brachte ich damit zu, mich nach meinen Haiden zurückzusehnen und vor dem Dunkel meiner Zukunft zu zittern.

Am folgenden Morgen um acht Uhr stellte sich mein dicker Vetter wieder ein; es war bereits sein fünfter oder sechster Gang. „Nun, Chevalier, wir wollen frühstücken; dann speisen wir mit Pommereul zu Mittag und diesen Abend führe ich Sie bei Frau von Chastenay ein.“ Ich betrachtete dies als Bestimmung und ergab mich darein. Es geschah Alles, wie mein Vetter es gewollt hatte. Nach dem Frühstück ließ er es sich nicht nehmen, mir Paris zu zeigen; er schleppte mich durch die schmutzigsten

Straßen in der Umgebung des Palais Royal und erzählte mir von den Gefahren, denen ein junger Mann ausgesetzt sei. Zur festgesetzten Stunde begaben wir uns zu dem Restaurateur, um das Mittagessen einzunehmen. Alles, was mir aufgetragen wurde, schien mir schlecht. Die Unterhaltung und die Tischgenossen zeigten meinen Blicken eine neue Welt. Es wurde von dem Hofe, von Finanzprojecten, von den Sitzungen der Akademie, von den Frauen und Intriguen des Tages, von dem neuen Theaterstücke, den Schauspielern, Schauspielerinnen und Schriftstellern gesprochen.

Unter den Tischgästen befanden sich mehrere Bretagner; unter Anderen der Chevalier von Guer und Pommereul. Dieser war ein gewandter Sprecher, der einige Feldzüge Bonaparte's beschrieben hat und den ich später an der Spitze des Buchhändlerstandes wiederfand.

Unter dem Kaiserreiche genoß Pommereul eine Art von Berühmtheit wegen seines Hasses gegen den Adel. Wenn ein Edelmann Kammerherr geworden war, rief er hocherfreut aus: „Wieder ein Nachtgeschirr auf den Kopf dieser adeligen Herren!" Gleichwohl behauptete Pommereul, und mit Recht, ein Edelmann zu sein. Er schrieb sich Pommereux, indem er seine Abstammung von der Familie Pommereux in den Briefen der Frau von Sévigné herleitete.

Mein Bruder wollte mich nach dem Diner ins Theater führen; aber mein Vetter nahm mich für Frau von Chastenay in Beschlag, und ich ging mit ihm meiner Bestimmung entgegen.

Ich erblickte eine schöne Frau, die zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stand, aber wohl noch zärtliche Gefühle erwecken konnte. Sie empfing mich sehr artig, suchte mir ihr Haus so angenehm wie möglich zu machen und richtete eine Menge Fragen über meine Provinz und über mein Regiment an mich. Ich war verlegen und linkisch und winkte meinem Vetter, den Besuch abzukürzen. Aber ohne mich anzublicken, hörte dieser nicht auf, meine Verdienste zu rühmen, behauptete, daß ich schon im Schooße meiner Mutter Verse gemacht habe und forderte mich auf, Frau von Chastenay zu besingen. Sie riß mich aus dieser peinlichen Lage, bat mich um Entschuldigung, daß sie genöthigt sei, auszugehen und lud mich mit einer so sanften Stimme ein, sie am nächsten Morgen wieder zu besuchen, daß ich es ihr unwillkürlich zusagte.

Ich ging am folgenden Tage allein wieder zu ihr und fand sie in einem elegant ausgestatteten Zimmer im Bett liegend. Sie sagte mir, sie sei ein wenig unwohl und habe die üble Gewohnheit, spät aufzustehen. Ich befand mich zum ersten Male am Bett einer Frau, die weder meine Mutter noch meine Schwester war. Sie hatte am vorigen Tage meine Schüchternheit bemerkt und sie wußte dieselbe so gänzlich zu besiegen, daß ich mich mit einer gewissen Ungezwungenheit auszudrücken wagte. Ich habe vergessen, was ich ihr sagte; aber ich sehe noch heute ihre erstaunte Miene vor mir. Sie streckte ihren halbentblößten Arm nach mir aus und reichte mir die schönste Hand von der Welt, indem sie lächelnd sagt: „Wir werden Sie zähmen.“ Ich küßte nicht einmal diese reizende Hand und entfernte mich ganz verwirrt. Am folgenden Tage reiste

ich nach Cambrai. Wer war diese Frau von Chastenay? Ich weiß es nicht; sie ist wie ein lieblicher Schatten an mir vorübergegangen.

Berlin, März 1821.

Cambrai. — Das Regiment Navarra. — La Martinière.

Die Mallepost brachte mich nach meiner Garnisonsstadt. Einer meiner Schwäger, der Vicomte von Chateaubourg, welcher meine Schwester Benigna als Wittwe des Grafen von Québriac geheirathet, hatte mir Empfehlungsbriefe an die Offiziere meines Regiments gegeben. Der Chevalier von Guénan, ein Mann, der in allgemeiner Achtung stand, verschaffte mir Aufnahme an einer Tafel, an welcher Offiziere speisten, die sich durch ihre Talente auszeichneten, wie die Herren Achard, des Mahis, La Martinière. Der Marquis von Mortemart war Oberst des Regiments, der Graf von Andrezel Major; ich war vorzugsweis unter die Vormundschaft des Letztern gestellt. Ich habe sie später Beide wiedergesehen; der Eine wurde mein College in der Pairskammer, der Andere wendete sich wegen einiger Gefälligkeiten an mich, die ich so glücklich war, ihm erzeigen zu können. Es erweckt eine schmerzliche Freude, Personen im Leben wieder zu begegnen, die man zu verschiedenen früheren Zeiten gekannt hat und die Veränderungen zu beobachten, welche seitdem mit ihnen und mit uns vorgegangen sind. Gleich den Wegsäulen, bei denen man auf der Reise vorüber-

kommt, bezeichnen sie uns die Straße, die man durch die Wüste der Vergangenheit verfolgt hat.

Ich war in bürgerlicher Kleidung beim Regiment angekommen, aber nach vierundzwanzig Stunden legte ich die militärische Uniform an und es war mir, als hätte ich sie schon seit langer Zeit getragen. Die Farben derselben waren weiß und blau, wie in meiner Kindheit das Röckchen meines Gelübdes; ich habe als Kind und als Jüngling die nämlichen Farben getragen. Ich brauchte mich keiner jener Prüfungen zu unterwerfen, welche die Unterlieutenants gewöhnlich den neuen Ankömmlingen auferlegten; ich weiß nicht, aus welchem Grunde man es nicht wagte, mich mit diesen militärischen Kindereien zu behelligen. Ich war noch nicht vierzehn Tage beim Regiment, so wurde ich schon als ein „Alter" behandelt. Ich erlernte schnell die Handhabung der Waffen und die Theorie, und legte in kurzer Zeit unter den Beifallsbezeigungen meiner Lehrer die Grade als Korporal und als Sergeant zurück. Mein Zimmer wurde der Zusammenkunftsort der alten Capitäne und der jungen Unterlieutenants; die Ersteren erzählten mir von ihren Feldzügen, die Letzteren machten mich zum Vertrauten in ihren Liebesangelegenheiten.

La Martinière holte mich ab, um mit ihm vor dem Hause eines schönen Mädchens vorüber zu gehen, das er anbetete, und dies geschah fünf bis sechs Mal des Tages. Er hatte ein sehr häßliches, von den Pocken zerfetztes Gesicht. Er erzählte mir von seiner Liebe, während er große Gläser Stachelbeerwasser trank, die ich zuweilen bezahlte.

Es würde Alles vortrefflich gegangen sein, ohne meine Thorheit in Bezug auf den Anzug. Man suchte damals etwas darin, den Rigorismus der preußischen Uniformirung nachzuahmen; einen kleinen Hut, kleine, dicht am Kopfe anliegende Locken, einen festgebundenen Zopf, und genau zugehefteltenRock. Das mißfiel mir sehr; während des Tages unterwarf ich mich dem Zwange; aber des Abends, wenn ich hoffte, von keinem meiner Vorgesetzten gesehen zu werden, setzte ich einen größeren Hut auf, der Barbier löste mir die Locken und den Zopf, ich knöpfte die Aufschläge meiner Uniform los und schlug sie übereinander, und in diesem Aufzuge machte ich für La Martinière seiner grausamen Flamänderin unter ihrem Fenster den Hof. Eines Abends aber steht plötzlich Herr von Andrezel vor mir. „Was soll das heißen?“ fragte mich der fürchterliche Major; „Sie gehen drei Tage in Arrest.“ Ich war ein wenig beschämt, aber ich lernte die Wahrheit des Sprichwortes kennen, daß jedes Unglück zu etwas gut ist, denn dieses befreite mich von den Liebschaften meines Kameraden.

Bei dem Grabe Fenelons las ich den Telemach wieder durch; ich war mit dem philanthropischen Geschichtchen von der Kuh und dem Prälaten noch nicht hinlänglich bekannt.

Die ersten Schritte meiner Laufbahn gewähren mir eine unterhaltende Rückerinnerung. Als ich mit dem Könige nach den hundert Tagen durch Cambrai passirte, suchte ich vergebens meine frühere Wohnung und das Kaffeehaus, das ich frequentirt hatte; es war Alles verschwunden, die Menschen wie die Gebäude.

Der Tod meines Vaters.

In dem nämlichen Jahre, in welchem ich in Cambrai die Laufbahn des Kriegers betrat, erfuhr man den Tod Friedrichs II. Ich bin Gesandter bei dem Neffen dieses großen Königs und schreibe diesen Theil meiner Memoiren in Berlin. Auf diese wichtige Neuigkeit für die Welt folgte eine andere für mich schmerzliche Nachricht: Lucilie meldete mir, daß mein Vater an einem Schlagflusse gestorben sei, am zweiten Tage nach dem Jahrmarkte von Angevine, einem der Freudenfeste meiner Kindheit.

Unter den Dokumenten, die mir bei meiner Arbeit als Richtschnur dienen, finde ich die Todtenscheine meiner Aeltern. Der Inhalt derselben bezeichnet auch auf eine eigenthümliche Weise das Hinsterben des Jahrhunderts, weshalb ich sie als eine Seite der Geschichte hier wiedergebe:

„Auszug aus dem Sterberegister des Kirchspiels „Combourg vom Jahre 1786, wo auf folio 8 verso Fol„gendes geschrieben ist:

„Der Leichnam des hohen und mächtigen Herrn René „von Chateaubriand, Chevaliers, Grafen von Combourg, „Herrn von Gaugres, le Plessis-l'Epine, Baulet, Males„troit en Dol und anderen Orten, Gemahls der hohen „und mächtigen Dame Apollina Johanna Susanna von „Bédée von la Bouëtardais, Gräfin von Combourg, sei„nes Alters ungefähr neunundsechszig Jahre, gestorben „auf seinem Schlosse Combourg am sechsten September „gegen acht Uhr des Abends, ist am achten in der Gruft „der genannten Herrschaft, welche sich im Todtengewölbe

„unserer Kirche zu Combourg befindet, beigesetzt worden, „in Gegenwart der Herren Edelleute, der Herren Beam„ten des Gerichtssprengels und anderer angesehenen Bür„ger, welche sich unterzeichnet haben. Unterzeichnet im „Register: der Graf von Petitbois, von Monlouët, von „Chateaudassy, Delaunay, Morault, Noury de MaunY, „Advokat; Hermer, Procurator; Petit, Advokat und fisca„lischer Procurator; Robiou, Portal, Le Douarin, von „Trevelec, Pfarrer und Dechant von Dingé, Sévin, „Pfarrer."

In der beglaubigten Abschrift, welche Herr Lodin, Maire von Combourg, im Jahre 1812 ausstellen ließ, sind die neunzehn Worte, welche die Titel: „hoher und mächtiger Herr" bilden, ausgestrichen.

„Auszug aus dem Sterberegister der Stadt Saint„Servan, im ersten Arrondissement des Departements Ille „und Vilaine, vom Jahre V. der Republik, folio 35 recto, „steht geschrieben wie folgt:

„Am zwölften Prairial im sechsten Jahre der fran„zösischen Republik, erschienen vor mir, Jacob Bourdusse, „Municipalbeamten der Gemeinde Saint-Servan, zum „öffentlichen Beamten ernannt, am vergangenen vierten „Floréal, Johann Baslé, Gärtner, und Joseph Boulin, „Tagelöhner, welche mir erklärten, daß Apollina Johanna „Susanna von Bédée, Wittwe von René August von „Chateaubriand, in der Wohnung der Bürgerin Gouyon, „gelegen in La Ballue in dieser Gemeinde, an dem ge„nannten Tage um ein Uhr Nachmittags gestorben ist. „In Folge dieser Erklärung, von deren Wahrheit ich mich „überzeugt, habe ich den gegenwärtigen Schein ausgestellt,

„den Johann Baslé allein mit mir unterzeichnet hat, da „Boulin auf Befragen erklärte, es nicht zu können.

„Geschehen im Gemeindehause an genanntem Tage „und Jahre. Unterzeichnet Johann Baslé und Bourdasse."

Im ersten Auszuge besteht noch die alte Verfassung: Herr von Chateaubriand ist ein „hoher und mächtiger Herr ꝛc. ꝛc.; die Zeugen sind „Edelleute" und „angesehene Bürger"; ich finde unter den Unterzeichnern den Marquis von Monlouet, der während des Winters auf dem Schlosse Combourg einsprach; den Pfarrer Sevin, dem es so viel Mühe kostete, mich für den Verfasser des Génie du Christianisme zu halten, treue Gäste meines Vaters bis in seine letzte Wohnung. Aber mein Vater schlummerte nicht lange in seinem Grabe; er wurde herausgeworfen, als das alte Frankreich auf die Landstraße geworfen wurde.

In dem Todtenscheine meiner Mutter dreht sich die Erde in andern Angeln. Eine neue Welt, eine neue Zeit: die Berechnung der Jahre und selbst die Namen der Monate sind verändert. Frau von Chateaubriand ist nichts mehr als eine arme Frau, welche in der Wohnung der „Bürgerin" Gouyon den Geist aufgiebt; ein Gärtner und ein Tagelöhner der nicht schreiben kann, sind die einzigen Zeugen des Todes meiner Mutter. Von Verwandten und Freunden ist keine Rede, so wenig als von einem Leichengepränge; die einzige Begleiterin ist die Revolution *).

*) Mein Neffe, Friedrich von Chateaubriand, Sohn meines Vetters, Armand, hat La Vallue gekauft, wo meine Mutter starb.

Berlin, März 1821.

Schmerzliche Gefühle. — Meines Vaters Ansichten von mir.

Ich beweinte meinen Vater, sein Tod zeigte mir seinen wahren Werth, ich erinnerte mich weder seiner Strenge noch seiner Schwächen. Ich glaubte ihn noch zu sehen, wie er des Abends im Saale von Combourg auf und abging; ich wurde gerührt von dem Gedanken an diese Familienscenen. Wenn der strenge Charakter meines Vaters Einfluß auf seine Liebe hatte, so war sie deshalb im Grunde nicht minder groß. Der menschenscheue Marschall von Monluc, dessen Gesicht durch schauderhafte Wunden entstellt war, mußte das Abschreckende seines Ruhmes unter einem Tuche verbergen; dieser Mann des Blutbades machte sich Vorwürfe wegen seiner Härte gegen einen Sohn, den er verloren hatte.

„Der arme Knabe," sagte er, „hat nichts von mir gesehen, als ein mürrisches und verächtliches Benehmen; er hat den Glauben mit in jene Welt genommen, daß ich ihn weder zu lieben, noch zu schätzen gewußt habe, wie er es verdiente. Wem wollte ich die große Liebe, die ich zu ihm in meinem Herzen trug, offenbaren? Hätte nicht ihm die ganze Freude und die ganze Verpflichtung dafür zufallen sollen? Ich habe mich gezwungen und gequält, um diesen nichtigen Schein zu behaupten und habe dadurch das Vergnügen seiner Unterhaltung verloren, und er kann mir immer nur eine kalte Zuneigung geschenkt haben, da er von mir nur Härte und eine tyrannische Behandlung erfahren hat."

Die Zuneigung, die ich meinem Vater geschenkt habe, war nicht „sehr kalt" und ich zweifle nicht, daß er mich trotz seiner „tyrannischen Behandlung" zärtlich geliebt hat; er würde mich gewiß bedauert haben, hätte mich die Vorsehung vor ihm abgerufen. Aber würde er, wäre er mit mir auf der Erde geblieben, Freude an dem Aufsehen gefunden haben, das mein Leben gemacht hat? Ein literarischer Ruf hätte seinen Adelsstolz verletzt; er hätte in den Fähigkeiten seines Sohnes eine Entartung gesehen, selbst die Gesandtschaft nach Berlin, eine Eroberung durch meine Feder, nicht durch meinen Degen, würde ihn nur wenig befriedigt haben. Sein bretagnisches Blut machte ihn überdies zu einem Unzufriedenen in der Politik, zu einem großen Gegner der Abgaben und einem heftigen Feinde des Hofes. Er las die Gazette de Leyde, das Journal de francfort, den Mercure de france und die Histoire philosophique des deux Indes, deren Deklamationen ihm Vergnügen machten; er nannte den Abbé Raynal einen vollendeten Mann. In der Diplomatie war er ein Anti-Muselmann; er behauptete, vierzigtausend „russische Gaudiebe (polissons)" würden über die Körper der Janitscharen hinweggehen und Constantinopel einnehmen. Obgleich aber mein Vater ein Türkenfresser war, hegte er doch in seinem Herzen einen heimlichen Groll gegen die „russischen Polissons," in Folge seiner Abenteuer in Danzig.

Ich theile die Ansichten meines Vaters über den literarischen und anderen Ruf, obgleich aus anderen Gründen als er. Ich wüßte in der Geschichte keinen Ruf, der mich locken könnte; wenn ich mich bücken sollte, um zu meinen Füßen und zu meinem Nutzen den größten Ruhm

der Welt aufzunehmen, so würde ich mir nicht die Mühe geben. Hätte ich den Erdenklos, aus dem ich entstanden bin, geformt, so würde ich mich vielleicht zu einer Frau gemacht haben, aus Liebe zu diesem Geschlecht; oder wenn ich einen Mann aus mir gemacht hätte, so würde ich mir zuerst Schönheit zugetheilt haben; dann, um mich gegen den Ueberdruß, meinen schlimmsten Feind, zu schützen, würde es mir wahrscheinlich angenehm gewesen sein, wenn ich ein ausgezeichneter aber unbekannter Künstler gewor=den wäre und mein Talent nur für meine Einsamkeit be=nutzt hätte. Im Leben, nach seinem leichten Gewicht ge=wogen, nach seiner kurzen Dauer gemessen und von aller Täuschung entkleidet, giebt es nur zwei wahre Dinge: die Religion für den Verstand und die Liebe für die Ju=gend; das heißt die Zukunft und die Gegenwart; das Uebrige ist nicht der Mühe werth.

Mit dem Tode meines Vaters schloß der erste Act meines Lebens. Der väterliche Heerd war verlassen; ich bedauerte ihn, als könnte er das Schmerzliche seiner Ein=samkeit fühlen. Ich war von jetzt an mein eigener Herr und im Genusse meines Vermögens; aber diese Freiheit ängstigte mich. Was sollte ich damit anfangen? wem sollte ich sie geben? Ich mißtraute meiner Kraft, ich wich vor mir selbst zurück.

Berlin, März 1821.

Rückkehr nach der Bretagne. — Aufenthalt bei meiner ältesten Schwester. — Mein Bruder ruft mich nach Paris.

Ich erhielt Urlaub. Der Major Andrezel, welcher Oberstlieutenant des Regiments Picardie geworden war, verließ Cambrai und ich diente ihm als Courier. Ich kam nach Paris, wo ich mich keine Viertelstunde aufhalten wollte; ich sah die Haiden meiner Bretagne mit einer größeren Freude wieder, als ein Neapolitaner empfinden würde, der in unser Klima verbannt gewesen und nach den Ufern von Portici oder nach den Gefilden von Sorrent zurückkehrt. Meine Familie versammelte sich in Combourg, die Erbschaft wurde vertheilt und dann zerstreuten wir uns, wie Vögel, die das mütterliche Nest verlassen. Mein Bruder, welcher von Paris gekommen war, kehrte dahin zurück, meine Mutter ließ sich in Saint-Malo nieder, Lucilie folgte Julien, ich brachte einen Theil meiner Zeit bei Frau von Marigny, von Chateaubourg und von Farcy zu. Marigny, das Schloß meiner ältesten Schwester, drei Lieues von Fougères, lag angenehm zwischen zwei Teichen, von Wäldern, Felsen und Wiesen umgeben. Hier lebte ich einige Monate ruhig, bis ein Brief von Paris diese Ruhe störte.

Im Begriff in den Dienst zu treten und Fräulein von Rosambo zu heirathen, hatte mein Bruder den Richterstand noch nicht aufgegeben und er konnte deshalb noch in keiner Hofequipage fahren. Sein Ehrgeiz gab ihm den Gedanken ein, mir zu den Ehren des Hofes zu verhelfen, und sich dadurch den Weg zu seiner Erhebung zu bahnen.

Die Adelsprobe war für Lucilien abgelegt worden, als sie in das Stift von Argentière aufgenommen wurde, und es war daher Alles bereit, der Marschall von Duras sollte mich einführen. Mein Bruder kündigte mir an, daß ich die Laufbahn des Glückes betrete, daß ich den Rang und Ehrentitel eines Capitäns der Cavallerie erhalte, daß er mich dann leicht in den Malteserorden bringen könne, womit bedeutende Einkünfte verbunden seien.

Dieser Brief traf mich wie ein Donnerschlag. Ich sollte nach Paris zurückkehren und bei Hofe vorgestellt werden, und ich kam schon in die größte Verlegenheit, wenn ich mit drei oder vier unbekannten Personen in Gesellschaft war. Ich sollte ehrgeizig werden lernen, ich, dessen einziges Streben war, in der Vergessenheit zu leben!

Das Erste, was ich that, war, meinem Bruder zu schreiben, da er der älteste sei, so sei es an ihm, den Glanz seines Namens aufrecht zu halten; ich, der unbekannte jüngste Sohn einer bretagnischen Familie, würde mich nicht von dem Dienste zurückziehen, weil dieser mir Aussicht auf den Krieg gewähre; aber wenn der König auch einen Soldaten in seiner Armee brauchen könne, so werde ihm doch an einem armen Edelmanne an seinen Hofe wenig gelegen sein.

Ich beeilte mich, diese romanhafte Antwort Frau von Marigny vorzulesen, welche darüber ein lautes Geschrei erhob; Frau von Farcy wurde gerufen, die mich auslachte; Lucilie würde mich gern unterstützt haben, aber sie wagte es nicht, ihren Schwestern zu widersprechen. Der Brief wurde mir entrissen, und da ich immer schwach war, wenn

es sich um mich selbst handelte, so schrieb ich meinem Bruder, ich würde kommen.

Ich reiste in der That ab; ich reiste ab, um an dem ersten Hofe Europa's vorgestellt zu werden, um auf die glänzendste Weise in der Welt aufzutreten, und ich sah aus wie ein Mensch, der auf die Galeeren geschleppt wird, oder über den ein Todesurtheil ausgesprochen werden soll.

Berlin, März 1821.

Mein einsames Leben in Paris.

Ich kam auf dem nämlichen Wege nach Paris, auf dem ich das erste Mal dahin gereist war; ich stieg in dem nämlichen Gasthofe in der Straße du Mail ab, denn ich kannte keinen anderen; ich erhielt ein Zimmer neben meinem früheren, welches aber größer war und die Aussicht auf die Straße hatte.

Mein Bruder, der entweder fürchtete, durch mein Benehmen in Verlegenheit gesetzt zu werden, oder Mitleid mit meiner Schüchternheit hatte, führte mich nicht in Gesellschaften und ließ mich mit Niemandem Bekanntschaft machen. Er wohnte in der Straße des Fossés Montmartre, wo ich täglich um drei Uhr bei ihm speiste; dann verließ ich ihn und wir sahen uns nicht eher als am folgenden Tage wieder. Mein Vetter Moreau war nicht mehr in Paris. Ich ging einigemal bei dem Hotel der Frau von Chastenay vorüber, ohne daß ich es wagte, mich bei dem Schweizer nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Es war zu Anfang des Herbstes. Ich stand um sechs Uhr auf, ging in die Reitbahn und frühstückte dann. Zum Glück hatte ich damals eine Wuth auf das Griechische; ich übersetzte bis zwei Uhr die Odyssee und die Cyropädie, und wechselte dabei mit historischen Studien ab. Um zwei Uhr kleidete ich mich an und ging zu meinem Bruder; er fragte mich, was ich vorgenommen, was ich gesehen habe, und ich antwortete: „Nichts.“ Er zuckte dann die Achseln und wendete mir den Rücken.

Eines Tages hörte man Lärm auf der Straße; mein Bruder lief ans Fenster und rief mich, aber ich wollte immer den Lehnstuhl nicht verlassen, in dem ich mich in meinem Zimmer ausgestreckt hatte. Mein Bruder prophezeite mir, daß ich unbekannt und ohne Nutzen für mich und meine Familie sterben werde.

Um vier Uhr kehrte ich in meine Wohnung zurück und setzte mich ans Fenster. Zwei junge Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren kamen zu dieser Stunde an ein Fenster des gegenüber liegenden Hauses und zeichneten; sie hatten meine Regelmäßigkeit bemerkt, wie ich die ihrige. Von Zeit zu Zeit blickten sie auf, um nach ihrem Nachbar zu sehen, und ich sagte ihnen im Herzen den innigsten Dank für dieses Zeichen von Aufmerksamkeit. Sie waren meine einzige Gesellschaft in Paris.

Wenn es dunkel wurde, ging ich in ein Theater; die Einsamkeit unter den vielen Menschen machte mir Vergnügen, obgleich es mich immer einige Ueberwindung kostete, ein Billet am Eingange zu kaufen und mich in das Gedränge zu mischen. Ich berichtigte hier die Idee, die ich mir in Saint-Malo vom Theater gebildet hatte.

Ich sah Madame Saint-Hubert in der Rolle der Armida, und ich fühlte, daß dem Zauberbilde, das ich mir geschaffen, noch etwas gefehlt hatte. Wenn ich mich nicht in das Opernhaus oder in das Théâtre français einschloß, so wanderte ich bis zehn oder elf Uhr von einer Straße in die andere oder auf den Quais umher. Heute noch kann ich die Reihe der Laternen von dem Platze Ludwig's XV. bis zur Barrière des Bons Hommes nicht sehen, ohne an meine Angst zu denken, als ich durch diese Straße nach Versailles fuhr, wo ich vorgestellt werden sollte.

Wenn ich nach Haus kam, so blickte ich einen Theil der Nacht in mein Kaminfeuer, das mir nichts sagte; ich besaß nicht die reiche Phantasie der Perser, um mir einzubilden, daß die Flamme der Anemone und die Kohlenglut der Granate glich. Ich horchte auf die vorüberfahrenden sich kreuzenden Wagen; ihr entferntes Rollen ahmte das Gemurmel des Meeres am Strande meiner Bretagne oder des Windes in meinen Wäldern bei Combourg nach. Dieses Geräusch der Welt, welches an das der Einsamkeit erinnerte, weckte meinen Schmerz; ich beschwor mein altes Uebel herauf, oder meine Phantasie erfand die Geschichte der Personen, welche in diesen Equipagen fuhren: ich sah strahlende Salons, Bälle, Liebschaften, Eroberungen. Bald aber kehrte ich zu mir selbst zurück und fand mich, allein in einem Gasthofe, das Getreibe der Welt aus meinem Fenster sehend oder dem Echo meines Kamins hörend.

Rousseau glaubt seiner Wahrheitsliebe, so wie der Belehrung der Menschen das Bekenntniß seiner zweideutigen Freuden schuldig zu sein; er nimmt sogar an, daß man ihn in ernstes Verhör nehme und ein offenes Bekenntniß seiner Sünden mit den donne pericolanti Venedigs von ihm fordere. Wenn ich mich mit den Pariser Buhlerinnen prostituirt hätte, so würde ich mich nicht verpflichtet glauben, die Nachwelt davon in Kenntniß zu setzen; aber ich war einestheils zu schüchtern, anderntheils zu stolz, um mich von den Töchtern der Freude verführen zu lassen. Wenn ich durch die Gruppen dieser Unglücklichen ging, welche die Vorübergehenden anredeten, um sie in ihre Entresols zu locken, wie die Kutscher von Saint-Cloud, um die Spaziergänger zum Einsteigen in ihre Wagen zu veranlassen, so wurde ich von Ekel und Grausen ergriffen. Solche Abenteuer hätten mich nur in der vergangenen Zeit reizen können.

Im 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert mischte die unvollkommene Civilisation, die abergläubischen Meinungen, die fremden und halb barbarischen Sitten überall die Romantik ein; die Menschen hatten einen kräftigen Charakter, eine lebhafte Phantasie und führten ein geheimnißvolles, verborgenes Leben. In der Nacht, um die hohen Mauern der Kirchhöfe und der Klöster, unter den einsamen Wällen der Stadt, längs der Ketten und Gräben der Märkte, an den Eingängen in die verschlossenen Stadtviertel, in den engen, unbeleuchteten Gassen, in denen sich Diebe und Mörder verborgen hielten und wo sowohl beim Fackelscheine als in tiefer Dunkelheit Ueberfälle stattfanden, konnte man sich nur mit Gefahr seines

Lebens zu einem mit irgend einer Heloise verabredeten Rendezvous einfinden. Um sich Ausschweifungen zu übergeben, mußte man wirklich lieben; um die allgemeinen Sitten zu verletzen, große Opfer bringen. Man war nicht allein genöthigt, sich zufälligen Gefahren auszusetzen und dem Schwerte des Gesetzes Trotz zu bieten, sondern man mußte auch an sich selbst die Herrschaft der geregelten Gewohnheiten, die Autorität der Familie, die Tyrannei der häuslichen Ordnung, die Einsprüche des Gewissens, die Vorwürfe und die Pflichten des Christen überwinden. Alle diese Hindernisse verdoppelten die Stärke der Leidenschaften.

Im Jahre 1788 würde ich einer habsüchtigen Dirne, die mich in ihre unter Aufsicht der Polizei stehende Kammer gelockt hätte, nicht gefolgt sein; wahrscheinlich hätte ich aber im Jahre 1606 eines der Abenteuer bestanden, welche Bassompierre so vortrefflich schildert.

„Vor fünf bis sechs Monaten," erzählt der Marschall, „grüßte mich, so oft ich über den Petit-Pont ging (denn der Pont neuf war damals noch nicht gebaut), ein schönes Weib, eine Weißzeughändlerin zu den „zwei Engeln", und verfolgte mich mit den Augen so lange sie konnte, und da ich dies bemerkt hatte, betrachtete ich sie ebenfalls genauer und grüßte sie mit mehr Aufmerksamkeit.

„Als ich einst aus Fontainebleau nach Paris kam und über den Petit-Pont ging, trat sie, sobald sie mich kommen sah, an die Thür ihres Ladens und sagte, als ich bei ihr vorüberging: — Ich bin Ihre Dienerin, mein Herr. — Ich erwiderte ihren Gruß und als ich mich von

Zeit zu Zeit umblickte, sah ich, daß sie mir mit den Augen folgte, so lange sie konnte."

Bassompierre erhielt eine Zusammenkunft. „Ich fand," sagte er, „ein sehr schönes Weib von zwanzig Jahren im Nachtanzuge, denn sie war nur in ein feines Hemd und in ein Röckchen von grünem Flanell gekleidet, mit Pantoffeln an den Füßen und in einen Staubmantel gehüllt. Sie gefiel mir außerordentlich. Ich fragte sie, ob ich meinen Besuch wiederholen dürfe. — Wenn Sie mich wieder besuchen wollen, antwortete sie mir, so müßte dies bei einer meiner Tanten geschehen, welche in der Straße Bourg l'Abbé bei den Hallen, in der Nähe der Straße aux Ours wohnt, die dritte Thür von der Straße Saint-Martin aus. Ich werde Sie dort von zehn Uhr an bis Mitternacht und auch noch länger erwarten, und werde die Thür offen lassen. Vom Eingange kommen Sie in eine kleine Hausflur, durch die Sie schnell gehen müssen, denn das Zimmer meiner Tante stößt daran; Sie finden dann eine Treppe, die Sie in das zweite Stockwerk führt. — Ich kam um zehn Uhr, fand die bezeichnete Thür und helles Licht, nicht allein im zweiten Stock, sondern auch im dritten und ersten; aber die Thür war verschlossen. Ich klopfte, um sie von meiner Anwesenheit zu benachrichtigen, aber ich vernahm eine männliche Stimme, die mich fragte, wer ich sei. Ich kehrte nach der Rue aux Ours zurück, und als ich zum zweiten Male kam, fand ich die Thür offen und stieg in das zweite Stock hinauf. Hier sah ich, daß das helle Licht von dem brennenden Stroh des Bettes herrührte, das man angezündet hatte, und zugleich erblickte ich zwei nackte Körper, welche auf

dem Tische im Zimmer lagen. Höchst erstaunt trat ich den Rückweg an und als ich das Haus verlassen wollte, begegnete ich den Raben (Leichenbestattern), welche mich fragten, was ich suche. Sie traten zur Seite, als ich die Hand an den Degen legte, und ich kehrte in meine Wohnung zurück, ziemlich bewegt von diesem unerwarteten Schauspiele."

Mit der von Bassompierre vor zweihundert vierzig Jahren gegebenen Adresse ging ich auf Entdeckungen aus. Ich ging über den Petit-Pont, durch die Hallen, verfolgte dann die Straße Saint-Denis bis zur Rue aux Ours auf der rechten Seite; dann durch die erste Straße links, welche in die Rue aux Ours mündete, und durch die Straße Bourg l'Abbé. Die Aufschrift derselben, welche durch die Zeit und durch eine Feuersbrunst beräuchert war, gab mir gute Hoffnung. Ich fand die dritte kleine Thür von der Straße Saint-Martin aus, so richtig sind die Angaben des Geschichtschreibers. Aber hier war leider durch die zweihundert vierzig Jahre, die, wie ich glaubte, keine Spur in der Straße zurückgelassen hatten, Alles verändert worden. Das Haus hat eine moderne Façade, und weder im ersten, noch im zweiten, noch im dritten Stock war ein Lichtschein zu sehen. Die Fenster des Dachgeschosses waren mit einer Guirlande von Kresse und Wicken geschmückt; im Erdgeschoß befand sich der Laden eines Haarkünstlers, hinter dessen Fenstern eine Menge Locken und Perrücken hingen.

Enttäuscht trat ich in dieses Museum der Eponinen. Seit der Besiegung durch die Römer haben die Gallier stets ihre blonden Haarflechten an die weniger damit aus-

gestatteten Köpfe verkauft; meine bretagnischen Landsmänninnen lassen sich noch an gewissen Jahrmarktstagen das Haar scheeren und vertauschen den natürlichen Schleier ihres Kopfes gegen ein ostindisches Tuch. Ich wendete mich an einen Gehülfen, der auf einem eisernen Kamme eine Perrücke spann und fragte: „Haben Sie vielleicht das Haar einer jungen Weißzeughändlerin gekauft, welche in der Nähe des Petit-Pont zu den zwei Engeln wohnte?" Er war ganz verblüfft und konnte weder nein noch ja sagen. Ich entfernte mich wieder unter tausend Entschuldigungen, durch ein Labyrinth von Haartouren hindurchsteuernd.

Ich ging weiter von Thür zu Thür, aber nirgends machte mir eine zwanzigjährige Weißzeughändlerin „tiefe Verbeugungen;" nirgends war ein zuvorkommendes, uneigennütziges, liebevolles junges Weib zu finden, „im Nachtanzuge, in ein feines Hemd und ein Röckchen von grünem Flanell gekleidet, mit Pantoffeln an den Füßen und in einen Peignoir gehüllt." Eine brummige Alte, welche im Begriff stand, ihre verlorenen Zähne im Grabe aufzusuchen, hatte Lust, mich mit ihrer Krücke zu prügeln; es war vielleicht die Tante des Rendezvous.

Wie hübsch ist diese Geschichte Bassompierre's! Man muß einen der Gründe kennen, warum er so rasch geliebt wurde. Zur damaligen Zeit theilten sich die Franzosen noch in zwei bestimmte Classen, eine herrschende und eine halb leibeigene. Die Weißzeughändlerin schloß Bassompierre in ihre Arme, wie einen Halbgott, der sich zu einer Sclavin herabgelassen hat; er gewährte ihr die Illusion

des Ruhmes, und die Französinnen, allein unter allen Frauen, sind fähig, sich in dieser Illusion zu berauschen.

Aber wer verräth uns die unbekannten Ursachen der Katastrophe? War es der Körper der niedlichen Grisette zu den „zwei Engeln", der neben einem anderen auf dem Tische lag? Wer war dieser zweite Körper? war es ihr Mann oder war es der, dessen Stimme Bassompierre gehört hatte? war die Pest (denn die Pest war damals in Paris) oder die Eifersucht in der Straße Bourg l'Abbé der Liebe zuvorgekommen? Die Phantasie kann sich nach Gefallen an einem solchen Gegenstande üben. Man verbinde mit der Erfindung des Dichters den Chor des Volks, die Todtengräber, die Raben und Bassompierre's Degen, und das Abenteuer liefert ein herrliches Melodrama.

Man wird auch die Sittsamkeit und die Zurückhaltung meiner Jugend in Paris bewundern. Es stand mir frei, mich in dieser Hauptstadt allen meinen Launen hinzugeben, wie in der Abtei Thélème, wo Jeder that, was er wollte; aber demungeachtet mißbrauchte ich meine Unabhängigkeit nicht. Mein Umgang beschränkte sich auf eine Courtisane, die schon zweihundert sechzehn Jahre alt und früher in einen Marschall von Frankreich verliebt war, den Nebenbuhler des Bearners bei Fräulein von Montmorency und Geliebten des Fräulein von Entragues, der Schwester der Marquise von Verneuil, welche so übel von Heinrich IV. spricht. Ludwig XVI., dem ich meine Aufwartung machen sollte, ahnte nicht, in welchen geheimen Beziehungen ich zu seiner Familie stand.

Berlin, April 1821.

Vorstellung in Versailles. — Jagd mit dem Könige.

Der verhängnißvolle Tag brach an; ich mußte, mehr todt als lebendig, nach Versailles fahren. Mein Bruder begleitete mich dahin am Abende vor meiner Vorstellung und führte mich zu dem Marschall von Duras, einem rechtschaffenen, aber so wenig gebildeten Manne, daß sein feines Benehmen dadurch einen Anstrich von Bürgerlichkeit erhielt. Demungeachtet flößte mir dieser gute Marschall eine entsetzliche Furcht ein.

Am folgenden Morgen fuhr ich allein nach dem Schlosse. Man hat nichts gesehen, wenn man die Pracht in Versailles, selbst nach der Entlassung des ehemaligen königlichen Hofstaates, nicht gesehen hat; Ludwig XIV. war noch immer hier.

Die Sache ging gut, so lange ich nichts zu thun hatte, als durch die Säle der Garden zu gehen; das militärische Gepränge hat mir stets gefallen und nie imponirt. Aber als ich in das Oeil de Boeuf trat und mich in der Mitte der Höflinge befand, begann meine Angst. Man sah mich an und ich hörte, daß man fragte, wer ich sei. Man muß sich des alten Zaubers des Königthums erinnern, um sich einen Begriff von der Wichtigkeit zu machen, welche damals eine Vorstellung hatte. Ein geheimnißvolles Geschick knüpfte sich an den Debutanten; man verschonte ihn mit der geringschätzigen Gönnermiene, welche, in Verbindung mit einer übertriebenen Höflichkeit, die unnachahmlichen Manieren der großen Herren bildete. Wer wußte, ob dieser Debutant nicht der Günstling des Gebieters

wurde? Man respectirte in ihm die künftige Stellung, mit der er vielleicht beehrt wurde. Jetzt drängen wir uns mit größerer Hast als sonst in den königlichen Palast; aber seltsam! — die Illusion ist verschwunden. Ein Höfling, welcher gezwungen ist, sich von Wahrheiten zu nähren, ist nahe daran, Hungers zu sterben.

Als das Lever des Königs angekündigt wurde, zogen sich Diejenigen, welche nicht vorgestellt waren, zurück. Ich fühlte einen Anfall von Eitelkeit; ich war nicht stolz darauf, bleiben zu dürfen, aber ich würde mich gedemüthigt gefühlt haben, hätte ich mich entfernen müssen. Das königliche Schlafzimmer wurde geöffnet; ich sah den König, wie er seine Toilette beendigte, das heißt, wie er seinen Hut aus der Hand des ersten dienstthuenden Kammerherrn nahm. Der König kam näher, um sich in die Messe zu begeben; ich verbeugte mich und der Marschall von Duras nannte meinen Namen: „Sire, der Chevalier von Chateaubriand.“ Der König blickte mich an, erwiderte meinen Gruß, zögerte und schien stehen bleiben zu wollen, um mich anzureden. Ich würde mit Fassung geantwortet haben, denn meine Schüchternheit war verschwunden. Mit dem General der Armee, mit dem Oberhaupte des Staates zu sprechen, schien mir etwas ganz Natürliches, ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte von dem, was ich empfand. Der König war verlegener als ich; er wußte mir nichts zu sagen und setzte seinen Weg fort. O Nichtigkeit des menschlichen Geschickes! dieser Souverän, den ich zum ersten Male sah, dieser mächtige Monarch war Ludwig XVI. sechs Jahre vor seinem Tode auf dem Schaffott!

Wir eilten in die Galerie, um die Königin, wenn ſie aus der Capelle kam, im Vorübergehen zu ſehen. Sie zeigte ſich bald, umgeben von einem glänzenden und zahlreichen Gefolge; ſie machte uns eine edle Verbeugung, ſie ſchien entzückt vom Leben. Und dieſe ſchönen Hände, welche damals das von ſo vielen Königen geführte Scepter mit ſolcher Grazie trugen, ſollten, ehe ſie von dem Henker gefeſſelt wurden, die Lumpen der in der Conciergerie als Gefangene eingeſchloſſenen Wittwe ausbeſſern!

Wenn auch mein Bruder ein Opfer von mir erlangt hatte, ſo ſtand es doch nicht in ſeiner Macht, es noch weiter zu treiben. Vergebens bat er mich, in Verſailles zu bleiben, um am Abende dem Spiele der Königin beizuwohnen; „Du wirſt der Königin genannt," ſagte er zu mir, „und der König wird mit Dir ſprechen." Er konnte mir keine beſſeren Gründe angeben, um mich zur Flucht zu veranlaſſen. Ich eilte, die mir zu Theil gewordene Ehre in meinem Hotel garni zu verbergen; ich war glücklich, dem Hofe entſchlüpft zu ſein, aber ich ſah noch dem fürchterlichen Tage der Auffahrt, dem 19. Febr. 1787, entgegen.

Der Herzog von Coigny ließ mir ſagen, daß ich an der königlichen Jagd im Walde von Saint-Germain Theil nehmen ſollte. Ich machte mich am Morgen auf den Weg zu dieſer Qual, in die Uniform eines „Debutanten" gekleidet: grauer Rock, rothe Weſte und Beinkleid, Stiefelmanchetten, ſteife Stiefeln, einem Hirſchfänger an der Seite und einen kleinen franzöſiſchen Hut mit goldener Treſſe. Wir kamen vier Debutanten im Schloſſe von Verſailles zuſammen: ich, die beiden Saint-Marſault

und der Graf von Hautefeuille *). Der Herzog von Coigny ertheilte uns unsere Instructionen; er empfahl uns besonders, nicht zwischen den König und das Wild zu kommen, worüber Seine Majestät sich erzürne. Der Sammelplatz war in Val im Walde von Saint-Germain, eine Domäne, welche die Krone an den Marschall von Beauveau verpfändet hatte. Es war gebräuchlich, daß die Pferde zur ersten Jagd, an welcher die vorgestellten Herren Theil nahmen, aus den königlichen Ställen geliefert wurden.

Die Trommel wird gerührt, die Waffen klirren, das Commandowort erschallt. Man ruft: „Der König!" Dieser tritt aus dem Schlosse, steigt in seinen Wagen und wir folgen in dem unsrigen. Es war ein großer Unterschied zwischen dieser Jagd mit dem Könige von Frankreich und meinen Jagden auf den Haiden der Bretagne, und ein noch größerer zwischen ihnen und meinen Jagdzügen unter den Wilden Amerika's; mein Leben war reich an solchen Contrasten.

Wir kamen auf den Sammelplatz, wo eine große Menge Reitpferde, welche unter den Bäumen gehalten wurden, ihre Ungeduld zu erkennen gaben. Die im Walde stehenden Equipagen, die Gruppen von Herren und Damen, die Koppeln, welche die Jäger kaum zu bändigen vermochten, das Bellen der Hunde, das Wiehern

---

*) Ich habe den Grafen von Hautefeuille später wiedergesehen; er beschäftigte sich mit der Uebersetzung ausgewählter Stücke Byron's, und die Frau Gräfin von Hautefeuille ist die talentvolle Verfasserin der „Ame exilée" ꝛc.

der Pferde, die Töne der Jagdhörner bildeten eine äußerst belebte Scene. Die Jagden unserer Könige erinnerten zu gleicher Zeit an die alten und neuen Sitten der Monarchie, an die rohen Vergnügungen aus den Zeiten Chlodio's, Chilperich's, Dagobert's, wie an die Galanterien Franz I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIV.

Meine Gedanken waren zu sehr mit dem angefüllt, was ich gelesen hatte, um nicht überall Gräfinnen von Chateaubriand, Herzoginnen von Etampes, Gabrielen d'Estrées, La Vallière's und Montespan's zu sehen. Meine Phantasie betrachtete diese Jagd aus dem historischen Gesichtspunkte und ich fühlte mich frei von Verlegenheit; ich befand mich überdies in einem Walde, ich war zu Haus.

Beim Aussteigen aus dem Wagen zeigte ich den Jagdbedienten mein Billet. Man hatte eine Stute, Namens l'Heureuse, für mich bestimmt, ein leichtes Thier, aber hartmäulig, scheu und voll Launen, ein ziemlich treues Bild meines Glücks, und das unaufhörlich die Ohren spitzte. Sobald der König im Sattel war, ritt er ab und das Jagdgefolge ihm nach, verschiedene Wege einschlagend. Ich blieb zurück, mit l'Heureuse mich quälend, die sich von ihrem neuen Herrn nicht wollte besteigen lassen; endlich gelang es mir, mich auf ihren Rücken zu schwingen; die Jagd war schon weit entfernt.

Ich bändigte anfangs das Thier ziemlich gut; gezwungen, in kurzem Galopp zu gehen, bog es den Hals nieder, schüttelte das schäumende Gebiß und ging seitwärts in kurzen Sprüngen; sobald es jedoch in die Nähe der übrigen Reiter kam, war es nicht mehr zu halten.

Es greift mit dem Vordertheile aus, wirft meine Hand auf das Widerriß und jagt im vollen Galopp mitten in einen Trupp Jäger, wirft Alles auf die Seite und bleibt nicht eher stehen, als bis es an das Pferd einer Dame stößt, die es fast abgeworfen hätte, während Einige in lautes Gelächter, Andere in Angstgeschrei ausbrachen. Ich bemühe mich in diesem Augenblicke vergebens, mich des Namens der Dame zu erinnern, welche meine Entschuldigungen mit Artigkeit aufnahm. Man sprach nur von dem Abenteuer des Debutanten.

Ich war jedoch noch nicht am Ziele meiner Prüfungen. Ungefähr eine halbe Stunde nach meinem Mißgeschick ritt ich in einem langen Durchhau zwischen einsamen Theilen des Waldes hin; am Ende desselben erhob sich ein Pavillon; dies erinnerte mich an jene zum Andenken an den Ursprung der langhaarigen Könige und ihrer geheimnißvollen Vergnügungen in den königlichen Wäldern zerstreuten Schlösser. Plötzlich fällt ein Schuß; mein Pferd springt zur Seite, stürzt sich mit gesenktem Kopfe in das Dickicht und trägt mich gerade zu der Stelle, wo das Reh geschossen worden war. In dem nämlichen Augenblicke erscheint der König.

Ich erinnere mich jetzt, aber zu spät, der Warnung des Herzogs von Coigny; die verwünschte Heureuse hatte Alles gethan. Ich springe ab und stoße mein Pferd mit der einen Hand zurück, während ich in der anderen meinen Hut halte. Der König blickt auf und sieht nur einen Debutanten, der vor ihm bei dem verendenden Thiere angekommen war. Er mußte sprechen, und anstatt sich zu erzürnen, sagte er in gutmüthigem Tone zu mir: „Es

hat nicht lange gelitten.“ Dies sind die einzigen Worte, die Ludwig XVI. jemals mit mir gesprochen hat. Man eilte von allen Seiten herbei und staunte, mich „im Gespräch“ mit dem Könige zu sehen. Der Debutant Chateaubriand machte Aufsehen durch seine beiden Abenteuer; aber wie es ihm seitdem stets ergangen ist, verstand er es weder sein Glück noch sein Unglück zu benutzen.

Der König hetzte noch drei Rehe, da aber die Debutanten nur an der Jagd auf das erste Theil nehmen durften, so kehrte ich mit meinen Gefährten nach Val zurück, um die Zurückkunft der Jagd abzuwarten.

Der König kam wieder nach Val; er war heiter und erzählte die Ereignisse bei der Jagd. Man trat den Rückweg nach Versailles an. Abermals eine getäuschte Hoffnung meines Bruders: anstatt mich umzukleiden, um beim Stiefelausziehen des Königs, diesem Augenblicke des Triumphes und der Gunst gegenwärtig zu sein, warf ich mich in meinen Wagen und fuhr nach Paris, hoch erfreut, von meinen Ehren und Unglücksfällen erlöst zu sein. Ich erklärte meinem Bruder, daß ich entschlossen sei, nach der Bretagne zurückzukehren.

Zufrieden, seinen Namen bekannt gemacht zu haben und in der Hoffnung, später durch seine Vorstellung das, was bei der meinigen mißglückt war, zur Reife zu bringen, machte er keine Einwendungen gegen die Abreise eines so wunderlichen Bruders *).

---

*) Das „Mémorial historique de la noblesse“ veröffentlicht ein noch nicht gedrucktes Document mit Noten von der Hand des Königs, welches aus den Archiven des Königreichs, historische

Dies war mein erster Anblick der Stadt und des Hofes. Die Gesellschaft erschien mir noch unausstehlicher, als ich es geglaubt hatte; aber obgleich sie mir zuwider war, so entmuthigte sie mich doch nicht, denn ich hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß ich dem, was ich gesehen hatte, überlegen sei. Ich bekam einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Hof, und dieser Widerwille, oder vielmehr diese Verachtung, die ich nicht habe verbergen können, wird mich hindern, mein Glück zu machen, oder wird mich vom höchsten Punkte meiner Laufbahn herabstürzen.

Wenn ich übrigens die Welt beurtheilte ohne sie zu kennen, so war ich dagegen der Welt unbekannt. Niemand errieth bei meinem ersten Auftreten, was ich werth sein konnte, und als ich wieder nach Paris kam, errieth man es eben so wenig. Seit meiner traurigen Berühmtheit haben mir viele Personen gesagt: „Wie sehr würden wir sie bemerkt haben, wenn wir Sie in ihrer Jugend gekannt hätten!“ Diese freundliche Versicherung ist nur die Illusion eines schon fertigen Rufes. Die Menschen gleichen sich im Aeußeren; vergebens sagt uns Rousseau, er besitze ein Paar wunderhübsche kleine Augen, es ist nach seinen Porträts doch nicht minder wahr, daß er wie ein Schulmeister oder wie ein brummiger Schuster aussah.

Section, Register M 813 und Carton M 814 kommt; es handelt von den Entrées. Man findet darin meinen Namen und den meines Bruders und es beweist, daß mein Gedächtniß mir in Bezug auf die Daten treu gewesen ist.

Anmerk. von Paris 1840.

Um mit dem Hofe zu Ende zu kommen, will ich noch sagen, daß ich, nachdem ich die Bretagne wiedergesehen und mich dann mit meinen beiden jüngeren Schwestern Lucilie und Julie in Paris niedergelassen hatte, mich mehr als je meinen einsiedlerischen Gewohnheiten hingab. Man wird mich fragen, was aus der Geschichte meiner Vorstellung wurde. Es hatte dabei sein Bewenden. — Sie gingen also nicht mehr mit dem Könige auf die Jagd? — So wenig als mit dem Kaiser von China. — Sie kamen nicht wieder nach Versailles? — Ich kam zweimal bis Sevres, aber dann sank mir der Muth und ich kehrte nach Paris zurück. — Sie zogen also keinen Nutzen von Ihrer Stellung? — Nicht den geringsten. — Was thaten Sie denn? — Ich langweilte mich. — Also, Sie fühlten keinen Ehrgeiz? — O ja; durch eine Menge Sorgen und Intriguen gelangte ich zu dem Ruhme, in dem Almanac des Muses eine Idylle abdrucken zu lassen, deren Erscheinen mich vor Furcht und Hoffnung fast tödtete. Ich hätte alle königlichen Equipagen darum gegeben, wenn ich die Romanze: „O ma tendre musette!“ oder „De mon berger volage“, gedichtet hätte.

Für Andere zu Allem, für mich zu nichts tauglich — so bin ich.

Paris, Juni 1821.

Reise nach der Bretagne. — Garnison Dieppe. — Rückkehr nach Paris mit Lucilien und Julien.

Alles was man auf den letzten Bogen gelesen hat, wurde in Berlin geschrieben. Ich bin zur Taufe des Herzogs von Bordeaux wieder nach Paris gekommen, indem ich meine Gesandtschaft in Folge des Austritts des Herrn von Villéle aus dem Ministerium aufgegeben habe. Da ich wieder Muße habe, fahre ich fort zu schreiben. Je mehr sich diese Memoiren mit meinen vergangenen Jahren füllen, desto mehr erscheinen sie mir wie die untere Kugel einer Sanduhr, welche zeigt, wie viel Staub von meinem Leben verronnen ist; wenn der ganze Sand hindurch gelaufen sein wird, werde ich die Uhr nicht wieder umdrehen, wenn mir Gott auch die Macht dazu geben wollte.

Die neue Einsamkeit, welche mich nach meiner Vorstellung bei Hofe in der Bretagne umschloß, war nicht mehr die nämliche wie in Combourg; sie war weder so vollständig, noch so ernsthaft, und um Alles zu sagen, auch nicht so erzwungen; es stand mir frei sie zu verlassen und dadurch verlor sie an ihrem Werthe. Eine alte, mit Wappen behängte Schloßfrau, ein alter mit seinem Stammbaume beschäftigter Baron, welche in einer alten Burg ihre letzte Tochter und ihren letzten Sohn bewachten, boten das was die Engländer Charakter nennen; nichts Provinzielles, nichts Engherziges lag in dieser Lebensweise, weil sie nicht ein gewöhnliches Leben war.

Bei meinen Schwestern fand man die Provinz mit-

ten im Freien wieder; sie gingen tanzend von einem Nachbar zum andern, sie spielten Comödie, wobei ich zuweilen einen schlechten Mitspieler abgab. Während des Winters mußte man in Fougéres die Gesellschaft einer kleinen Stadt, die Bälle, die Assembleen, die Diners, ertragen, und ich konnte nicht, wie in Paris, vergessen werden.

Auf der einen Seite hatte ich die Armee, den Hof nicht gesehen, ohne daß eine Veränderung in meinen Ideen vorgegangen ware; meinem natürlichen Hange zuwider lehnte sich etwas in mir gegen die Dunkelheit auf und verlangte, daß ich aus dem Schatten hervortreten sollte. Julie haßte die Provinz und Lucilie wurde von dem angeborenen Gefühle des Geistes und der Schönheit auf einen größeren Schauplatz getrieben.

Ich fühlte daher ein Unbehagen, welches mir sagte, daß dieses Leben nicht meine Bestimmung sei.

Indessen liebte ich noch immer das Landleben, und die Umgebung von Marigny war reizend *). Mein Regiment hatte seine Garnison geändert, das erste Bataillon lag in Havre, das zweite in Dieppe; ich kam zu dem letzteren, wo meine Vorstellung bei Hofe eine wichtige Person aus mir machte. Ich bekam Geschmack an meinem Handwerk; ich legte fleißig Hand an, man übergab mir Rekruten, die ich auf dem Meeresstrande exercirte. Dieses Meer

---

*) Marigny hat sich seit der Zeit, wo meine Schwester es bewohnte, sehr verändert. Es ist verkauft worden und gehört gegenwärtig den Herren von Pommereul, die es neu aufgebaut und sehr verschönert haben.

hat fast in allen Scenen meines Lebens den Hintergrund gebildet.

La Martiniére beschäftigte sich in Dieppe weder mit seinem Namensvetter Lamartiniére, noch mit dem Pater Simon, welcher gegen Bossuet, Port-Royal und die Benedictiner schrieb, noch mit dem Anatomen Pecquet, den Frau von Sévigné den kleinen Pecquet nennt; aber Lamartiniére hatte in Dieppe Liebschaften wie in Cambrai; er schmachtete zu den Füßen einer kräftigen Normännerin, deren Haube und Toupet eine halbe Toise hoch war. Sie war nicht mehr jung; sie nannte sich Cauchie und war ohne Zweifel eine Enkelin der Anna Cauchie aus Dieppe, die im Jahr 1645 hundertfunfzig Jahre alt war.

Es war im Jahre 1647, als Anna von Oesterreich, indem sie, wie ich, aus dem Fenster ihres Zimmers nach dem Meere hinausblickte, sich damit amüsirte, dem Verbrennen der Brander zuzusehen, welche zu ihrem Zeitvertreibe angezündet worden waren. Sie ließ die Völker, welche Heinrich IV. treu gewesen waren, den jungen Ludwig XIV. bewachen; sie spendete denselben unendliche Segenssprüche, „trotz ihrer häßlichen normännischen Sprache.“

Man fand in Dieppe noch einige lehnsherrliche Grundzinsen, die ich in Combourg hatte bezahlen sehen. So erhielt der Bürger Vauquelin drei Wildschweinsköpfe, jeden mit einer Orange im Maule, und drei Sousstücke von dem ältesten bekannten Gepräge.

Ich ging wieder auf ein halbes Jahr nach Fougères. Hier herrschte eine adelige Dame, Namens Fräulein von La Belinaye, eine Tante der Gräfin von Tronjoli, von der ich schon gesprochen habe. Eine angenehme, aber häß-

liche Dame, Schwester eines Offiziers im Regiment Condé, zog meine Bewunderung auf sich; ich war nicht kühn genug, meine Augen zur Schönheit zu erheben; nur die Unvollkommenheiten eines weiblichen Wesens gaben mir den Muth, ihm meine ehrerbietigen Huldigungen darzubringen.

Frau von Farcy, welche fortwährend kränklich war, faßte endlich den Entschluß, die Bretagne zu verlassen. Sie bestimmte Lucilien, sie zu begleiten und diese bestegte auch meinen Widerwillen. Wir machten uns nach Paris auf den Weg.

Mein Bruder war verheirathet und wohnte bei seinem Schwiegervater, dem Präsidenten von Rosambo, in der Straße Bondy. Wir beschlossen, in seiner Nähe eine Wohnung zu beziehen, und fanden diese durch Vermittelung deß Herrn Delisle de Sales, welcher in den Pavillons von Saint Lazare in der Vorstadt Saint-Denis wohnte, in diesen nämlichen Pavillons.

Paris, Juni 1821.

Delisle von Sales. — Flins. — Das Leben eines Gelehrten.

Frau von Farcy war, ich weiß nicht wie, in nähere Bekanntschaft mit Delisle von Sales gekommen, welcher früher wegen einiger philosophischer Albernheiten nach Vincennes gebracht worden war. Zu jener Zeit wurde man eine wichtige Person, wenn man einige Zeilen in Prosa geschrieben oder ein Gedicht in den „Almanac des

Muses“ hatte einrücken lassen. Delisle von Sales, ein sehr ehrenwerther, aber höchst mittelmäßiger Mann, hatte einen äußerst schlaffen Geist und ließ seine Jahre ruhig verfließen; der alte Mann hatte sich eine hübsche Bibliothek aus seinen Werken gebildet, die er im Auslande vertrödelte und die in Paris kein Mensch las. Jedes Jahr im Frühlinge holte er sich einen neuen Vorrath von Ideen aus Deutschland. In unsauberem, nachlässigen Anzuge einhergehend, trug er beständig eine schmutzige Papierrolle bei sich, die ihm aus der Tasche hervorragte, und auf welcher er an den Straßenecken seine augenblicklichen Ideen niederschrieb. Auf das Piedestal seiner Marmorbüste hatte er mit eigener Hand die der Büste Buffons entlehnte Inschrift gesetzt: „Er hat Alles erklärt, Gott, den Menschen, die Natur.“ Delisle von Sales hatte Alles erklärt! Ein solcher Hochmuth ist sehr komisch, aber auch sehr niederschlagend. Wer kann sich rühmen, ein wirkliches Talent zu besitzen? können wir nicht Alle, wie wir sind, in einer Täuschung befangen sein, gleich der dieses Delisle von Sales? Ich will wetten, daß mancher Schriftsteller, welcher diese Worte liest, sich für ein ausgezeichnetes Genie hält, und doch nichts ist als ein Dummkopf.

Wenn ich mich zu lange bei dem würdigen Manne in den Pavillons von Saint-Lazare aufgehalten habe, so ist es geschehen, weil er der erste Literat war, den ich kennen gelernt habe; er führte mich in die Gesellschaft der anderen ein.

Die Anwesenheit meiner zwei Schwestern machte mir den Aufenthalt in Paris weniger unerträglich, und über-

dies wurde mein Mißbehagen noch durch meinen Hang zu den Studien vermindert. Delisle von Sales schien mir ein Adler zu sein. Ich lernte bei ihm Carbon Flins des Oliviers kennen, der sich in Frau von Farcy verliebte. Sie machte sich lustig darüber und dies nahm er nicht übel, denn er wollte als ein Mann der feinen Gesellschaft gelten. Flins machte mich mit Fontanes, seinem Freunde, bekannt, der auch der meinige geworden ist.

Flins war der Sohn eines Oberforstmeisters in Rheims und hatte eine nachlässige Erziehung erhalten; übrigens war er ein Mann von Geist und in mancher Beziehung auch von Talent. Man konnte nichts Häßlicheres sehen: eine kurze aufgedunsene Figur mit hervorstehenden Augen, struppigen Haaren, unsaubern Zähnen und demungeachtet von nicht ganz unedlem Wesen. Seine Lebensweise, welche die fast aller Pariser Gelehrten damaliger Zeit war, verdient eine Schilderung.

Flins hatte eine Wohnung in der Straße Mazarine, ziemlich nahe bei Laharpe, welcher in der Straße Guénégaud wohnte. Zwei Savoyarden, durch einen Livreerock in Bediente verwandelt, bedienten ihn; des Abends gingen sie mit ihm aus und im Laufe des Tages führten sie die Besucher bei ihm ein. Flins besuchte regelmäßig das Theater français, daß sich damals im Odeon befand und besonders im Lustspiele excellirte. Brizard war seit Kurzem davon abgetreten und Talma begann seine Laufbahn; Larive, Saint-Phal, Fleury, Molé, Dazincourt, Dugazon, Grandménil, die Damen Contat, Saint-Val, Desgarcins und Olivier standen in der vollen Blüthe ihres Talents, während Fräulein Mars, die Tochter Monvels,

im Begriffe war, auf dem Theater Montanſier zu debütiren. Die Schauſpielerinnen protegirten die Theaterdichter und legten zuweilen den Grund zu ihrem Glücke.

Flins, der nichts als eine kleine Penſion von ſeiner Familie hatte, lebte vom Credit. Während der Ferien des Parlaments verpfändete er die Livreen ſeiner Savoyarden, ſeine beiden Uhren, ſeinen Ring und ſeine Wäſche, bezahlte mit dem dafür erhaltenen Gelde ſeine Schulden, ging dann nach Rheims, wo er drei Monate blieb, kehrte nach Paris zurück, löſte mit dem Gelde, das ihm ſein Vater gab, ſeine Pfänder wieder ein, und begann dann von neuem dieſen Kreislauf ſeines Lebens, wobei er immer heiter und gut aufgenommen war.

Paris, Juni 1821.

Schriftſteller. — Porträts.

Während der drei Jahre, welche ſeit meiner Niederlaſſung in Paris bis zur Eröffnung der Generalſtaaten vergingen, erweiterte ſich der Kreis dieſer Geſellſchaft. Ich wußte die Elegien des Chevalier von Parny auswendig und weiß ſie noch. Ich ſchrieb an ihn und bat ihn um die Erlaubniß, die Bekanntſchaft eines Dichters machen zu dürfen, deſſen Werke mich entzückten. Er antwortete mir artig und ich beſuchte ihn in der Straße Clery.

Ich fand einen noch ziemlich jungen Mann von sehr feinem Ton, lang, hager und mit pockennarbigem Gesicht. Er erwiederte meinen Besuch und ich stellte ihn meinen Schwestern vor. Er liebte die Gesellschaft wenig und wurde bald durch die Politik daraus vertrieben; er gehörte damals der alten Partei an. Ich habe keinen Schriftsteller gekannt, welcher mehr Aehnlichkeit mit seinen Werken hatte; als Dichter und Creole verlangte er nichts als den Himmel Indiens, einen Springbrunnen, einen Palmbaum und ein weibliches Wesen. Er scheute das Aufsehen, suchte unbemerkt durch das Leben zu schlüpfen, opferte alles seiner Bequemlichkeit auf und wurde in seiner Dunkelheit nur durch seine Vergnügungen verrathen, welche im Vorübergehen seine Leier berührten:

Que notre vie heureuse et fortunée
Coule, en secret, sous l'aile des amours,
Comme un ruisseau qui, murmurant à peine
Et dans son lit resserrant tous ses flots,
Cherche avec soin l'ombre des arbrisseaux
Et n'ose pas se montrer dans la plaine. *)

Diese Unmöglichkeit, sich seiner Indolenz zu entreißen, machte den Chevalier von Parny aus einem wüthenden Aristokraten zu einen erbärmlichen Revolutionär,

---

*) Es fließe unser Dasein glücklich und
Beglückt, im Schooß der Liebe still dahin,
Gleich einem Bach, der, murmelnd kaum
Und seine Wogen in sein Bett verschließend
Sorgsam den Schatten der Gebüsche sucht
Und sich in offnen Ebnen nicht zu zeigen wagt.

welcher die verfolgte Religion und die Priester auf dem Schaffott angriff, seine Ruhe um jeden Preis erkämpfte und der Muse, welche Eleonore besang, die Sprache der Orte lieh, an denen Camille Desmoulins seine Liebschaften erhandelte.

Der Verfasser der „Histoire de la literature italienne," der sich in Chamforts Gefolge in die Revolution verwickelte, wurde durch die Verwandtschaft, welche alle Bretagner mit einander verbindet, mit uns bekannt. Guingené hatte sich in der Welt einen Ruf erworben durch ein recht anmuthiges Gedicht: „La confession de Zulmé," das ihm zu einer kleinen Stelle in den Bureaus des Herrn von Necker verhalf und von da kam er in die General-Controle. Ich weiß nicht, wer Guingené den Grund seines Ruhmes, die „Confession de Zulmé," bestritten hat, aber dieses Gedicht gehörte ihm wirklich an.

Der Rennische Dichter verstand Musik und componirte Romanzen. Anfangs bescheiden, sahen wir seinen Stolz wachsen, nach Verhältniß wie er sich bekannten Personen anschloß. Zur Zeit der Einberufung der Generalstaaten benutzte ihn Chamfort, um Zeitungsartikel und Reden für die Clubs zu schreiben, und dies machte ihn hochwichtig. Bei der ersten Föderation sagte er: „Das ist ein schönes Fest, man sollte, um es besser zu beleuchten, vier Aristokraten auf den vier Ecken des Altars verbrennen." Er war nicht der Erste, der dies wünschte; schon lange vor ihm hatte der Liguist Louis Dorleans in seinem „Banquet du comte d'Arête" geschrieben: „man sollte die protestantischen Geistlichen an-

statt der Reisigbündel an den Baum des Sanct-Johannesfeuers binden und den König Heinrich IV. in eine Tonne stecken, in der man die Katzen ersäufte."

Guinguené war im Voraus von den Schlächtereien der Revolutionäre unterrichtet; Madame Guinguené benachrichtigte meine Schwestern und meine Frau von dem Blutbade, welches in der Carmeliterkirche stattfinden sollte und nahm sie in ihrer Wohnung auf; sie wohnten im Coul de sac Féron, in der Nachbarschaft des Ortes, wo die Ermordungen geschehen sollten.

Nach der Schreckenszeit wurde Guinguené eine Art Chef des öffentlichen Unterrichts und damals sang er den „Arbre de la liberté" im Cadran Bleu nach der Melodie: „Je l'ai planté, je l'ai vu naître." Man hielt ihn für scheinheilig genug in der Philosophie, um ihn zu einer Gesandtschaft bei einen der Könige, die man entthronte, zu verwenden. Er schrieb von Turin aus an Herrn von Talleyrand, er habe „ein Vorurtheil besiegt;" er hatte es dahin gebracht, daß seine Frau im Negligé bei Hofe empfangen wurde. So kam er aus der Mittelmäßigkeit zu Bedeutung, dadurch zur Albernheit und von Albernheit zur Lächerlichkeit, doch endigte er sein Leben als ein Schriftsteller, der sich in der Kritik auszeichnete, und was noch besser ist, zeigte sich in der „Sicade" als ein unabhängiger Schriftsteller. Die Natur hatte ihn auf den Platz zurückversetzt, von dem ihn die Gesellschaft zu seinem Nachtheile entfernt hatte. Seine Kenntnisse sind von geringer Bedeutung, seine Person ist schwerfällig, seine Poesie correct und hin und wieder angenehm.

Guinguené hatte einen Freund, den Dichter Lebrun, den er protegirte, wie ein Mann von Talent, der die Welt kennt, die Einfachheit eines Mannes von Genie protegirt. Lebrun dagegen breitete seine Strahlen über Guinguené's Größe aus. Nichts war komischer, als die Rolle dieser beiden Männer, die sich in einem freundlichen Umgange alle Dienste erzeigten, die zwei in verschiedener Art ausgezeichnete Männer sich erzeugen können.

Lebrun war nichts als ein falscher Herr de l'Empirée *); sein Schwung war eben so steif als sein Gesicht kalt. Sein Parnaß, ein Zimmer im obern Stockwerk der Straße Montmartre, enthielt anstatt aller Meubeln einen Haufen unordentlich auf dem Fußboden aufgeschichteter Bücher, ein Gurtbett, dessen Vorhänge, zwei schmutzige Servietten, an einem verrosteten Eisenstabe herumflatterten, und die Hälfte eines Wasserkruges der an einen Lehnstuhl ohne Stroh gelehnt war. Dies war kein Zeichen des Mangels, sondern Lebrun war geizig und dem Umgange mit unordentlichen Frauenspersonen ergeben.

Beim Souper antique des Herrn von Vaudreuil spielte er die Rolle Pindars. In seinen lyrischen Poesien findet man eben sowohl kräftige als elegante Strophen, wie in seiner Ode auf das Schiff le Vengeur und in der Ode auf die Umgebungen von Paris. Seine Elegien kommen aus seinem Kopfe, selten aus dem Herzen; er hat

---

*) Eine Person aus dem Lustspiele: „La métromanie" von Piron.

Anm. des Uebers.

die gesuchte, nicht die natürliche Originalität; er schafft nichts als mit Aufbietung von Kunst; er müht sich ab, den Sinn der Worte zu verdrehen und sie durch die unnatürlichsten Zusammenstellungen mit einander zu verbinden. Lebrun hatte nur zur Satyre wahres Talent; seine „Epître sur la bonne et la mauvaise plaisanterie“ hat eines verdienten Ruhmes genossen. Einige seiner Epigramme können denen von J. B. Rousseau an die Seite gesetzt werden; besonders inspirirte ihn Laharpe. Man muß ihm auch noch eine andere Gerechtigkeit widerfahren lassen; er blieb unter Bonaparte unabhängig und es sind von ihm beißende Verse gegen den Unterdrücker unserer Freiheiten vorhanden.

Aber der gallsüchtigste unter den Schriftstellern, die ich damals in Paris gekannt habe, war ohne Widerrede Chamfort; von der Krankheit befallen, welche die Jakobiner hervorgebracht hat, konnte er den Menschen den Zufall der Geburt nicht verzeihen. Er verrieth das Vertrauen der Familien, bei denen er Zutritt erhalten hatte, und hielt den Cynismus seiner Sprache für eine Schilderung der Sitten des Hofes. Man konnte ihm Geist und Talent nicht absprechen, aber beides war von der Art, daß es nicht auf die Nachwelt kam. Als er sah, daß er es unter der Revolution zu nichts brachte, kehrte er die Hände, die er gegen die Gesellschaft erhoben hatte, gegen sich selbst. Die rothe Mütze war für seinen Stolz nur eine andere Art von Krone, der Sansculottismus nur eine Art Adel, dessen vornehmste Mitglieder die Marat und die Robespierre waren. Wüthend darüber, daß er die Ungleichheit der Stände selbst in der Welt der Schmer-

zen und der Thränen fand, verurtheilt, selbst in der Feudalität der Henker nur ein gemeiner Mensch zu sein, wollte er sich das Leben nehmen, um der Herrschaft der Verbrechen zu entgehen; aber es mißlang ihm, denn der Tod verlacht Die, welche ihn rufen und ihn mit der Vernichtung verwechseln.

Ich habe den Abbé Delille nicht eher als 1798 in London kennen gelernt und habe weder Rulhière gekannt, der von Madame Egmont lebte, die er unterhielt, noch Paliſſot, noch Beaumarchais und Marmontel. Der nämliche Fall ist es mit Chénier, den ich nie gesehen habe, der mich oft angegriffen hat, dem ich aber nie geantwortet habe und dessen Stelle im Institut einen der Wendepunkte meines Lebens herbeiführen sollte.

Wenn ich jetzt die Werke der meisten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts wieder lese, so bin ich ganz erstaunt, sowohl über das Aufsehen, das sie gemacht haben, als über meine damalige Bewunderung. Sei es, daß die Sprache vorgeschritten oder daß sie zurückgegangen ist; sei es, daß wir uns der Civilisation mehr genähert haben, oder daß wir in die Zeiten des Barbarismus zurückverschlagen worden sind? es ist gewiß, daß ich in den Schriftstellern, die mich in meiner Jugend entzückten, etwas Abgenutztes, Veraltetes, Ergrautes, Lebloses und Kaltes finde. Selbst bei den größten Schriftstellern des Zeitalters Voltaire's finde ich Dinge, denen es an Gefühl, Gedanken und an Styl fehlt.

Wem soll ich wegen diese runangenehmen Entdeckung zürnen? Ich fürchte, selbst der erste Schuldige gewesen

zu sein. Ein geborener Neuerer, habe ich vielleicht der jüngeren Generation die Krankheit mitgetheilt, an der ich litt. Entsetzt rief ich vergebens meinen Kindern zu: „Verlernt das Französische nicht!“ sie antworten mir wie der Limousin Pantagruel in einem Kauterwelsch französirter, griechischer und lateinischer Worte.

Diese Art unsere Sprache mit griechischen und lateinischen Worten zu verunstalten, ist nicht neu, wie man sieht; Rabelais heilte sie, Ronsard brachte sie wieder auf und Boileau griff sie an. In unserer Zeit ist sie durch die Wissenschaft wieder hervorgerufen worden; unsere Revolutionsmänner, welche von Haus aus große Griechen waren, zwangen unsere Kaufleute und unsere Bauern, die Hectaren, Hectolitres, Kilometres, Millimetres und Decagrammen zu lernen; die Politik hat ronsardisirt.

Ich hätte hier von Herrn von Laharpe sprechen können, mit dem ich damals bekannt war und auf den ich zurückkommen werde; ich hätte der Gallerie meiner Portraits das von Fontanes hinzufügen können; aber obgleich sich meine Bekanntschaft mit diesem vortrefflichen Manne von dem Jahre 1789 herschreibt, so schloß ich doch erst in England eine Freundschaft mit ihm, welche durch das Unglück immer mehr befestigt und durch das Glück nie gelockert worden ist; ich werde später aus der ganzen Fülle meines Herzens davon sprechen. Ich kann nur Talente schildern, welche der Welt keinen Trost mehr gewähren. Der Tod meines Freundes trat in einem Augenblicke ein, wo meine Erinnerungen mich auf den Gedanken brachten, den Anfang seines Lebens zu schildern. Unser Leben entflieht so schnell, daß wenn wir nicht am

Abend die Ereigniſſe des Morgens niederſchreiben, die Arbeit uns über den Kopf wächſt und wir nicht mehr Zeit haben, ſie zu Tage zu fördern. Das hält uns aber nicht ab, unſere Jahre zu verſchleudern, und die Stunden in den Wind zu verſtreuen, welche für den Menſchen die Samenkörner der Ewigkeit ſind.

Paris, Juni 1821.

Die Familie Roſambo. — Herr von Malesherbes und ſeine Vorliebe für Lucilien. — Erſcheinung und Verwandlung meiner Sylphide.

Meine und meiner Schweſtern Neigung hatte mich in dieſe Geſellſchaft von Gelehrten geführt, aber unſere Verhältniſſe nöthigten uns noch eine andere zu frequentiren, deren Mittelpunkt die Familie der Gattin meines Bruders war.

Der Präſident Le Pelletier von Roſambo, welcher ſeitdem mit ſo großem Muthe geſtorben iſt, war, als ich nach Paris kam, ein Muſter von Leichtſinn. Zu dieſer Zeit war in den Köpfen wie in den Sitten Alles in Unordnung, das Symptom einer bevorſtehenden Revolution. Die Magiſtratsperſonen ſchämten ſich, ihr Amtskleid zu tragen und ſpotteten über die Ernſthaftigkeit ihrer Väter. Die Lamoignon, die Molé, die Séguier, die d'Agueſſeau wollten kämpfen, aber nicht mehr zu Gericht ſitzen. Die Präſidentinnen hörten auf ehrwürdige

Familienmütter zu sein und verließen ihre düsteren Hotels, um glänzende Abenteuer zu bestehen. Der Priester auf der Kanzel vermied den Namen Jesu Christi und sprach nur von dem Gesetzgeber der Christen; die Minister fielen einer nach dem andern und die Macht entglitt allen Händen. In der feinen Gesellschaft gehörte es zum guten Ton Amerikaner im Salon, Engländer bei Hofe und Preuße bei der Armee, kurz Alles zu sein, nur kein Franzos. Was man that, was man sprach, war nichts als eine Reihenfolge von Inconsequenzen; man wollte die abbés commandataires *) beibehalten, aber von der Religion nichts wissen; Niemand konnte Offizier werden, der nicht von Adel war, und man schmähte auf den Adel; man führte die Gleichheit in die Salons und die Stockschläge in die Armee ein.

Herr von Malesherbes hatte drei Töchter: Frau von Rosambo, Frau von Aulnay und Frau von Montboissier; die Erstere liebte er am meisten, wegen der Aehnlichkeit ihrer Ansichten mit den seinigen. Der Präsident von Rosambo hatte ebenfalls drei Töchter: Frau von Chateaubriand, Frau von Aulnay und Frau von Tocqueville, und einen Sohn, dessen glänzender Geist sich noch mit christlichen Tugenden schmückte. Herr von Malesherbes befand sich glücklich in der Mitte seiner Kinder, Enkel und Urenkel. Oft habe ich gesehen, daß er im Anfange

---

*) Geistliche Pfründen, welche der König von Frankreich vergab und deren Inhaber, meist Söhne des hohen Adels, die geistlichen Weihen nicht zu empfangen brauchten.

Anmerk. des Ueberf.

der Revolution ganz erhitzt von Politik zu Frau von Rosambo kam, die Perrücke abwarf, sich auf den Teppich im Zimmer meiner Schwägerin legte und sich unter furchtbarem Lärm von den Kindern herumzausen ließ. Er wäre übrigens seinen Manieren nach ein ziemlich alltäglicher Mann gewesen, hätte er nicht eine gewisse Derbheit besessen, die ihn vor Gemeinheit schützte; bei dem ersten Worte, das aus seinem Munde kam, erkannte man in ihm den Mann aus einer alten Familie und die hochgestellte Magistratsperson. Seine angeborenen Tugenden hatten durch die Philosophie, die er damit vermischte, einen Anstrich von Affectation bekommen. Er besaß große Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Muth; aber er war so aufbrausend und leidenschaftlich, daß er einst, als von Condorcet die Rede war, zu mir sagte: „Dieser Mann ist mein Freund gewesen, aber jetzt würde ich mir kein Gewissen daraus machen, ihn wie einen Hund todtzuschlagen.“ Die Wellen der Revolution verschlangen ihn und sein Tod machte ihn berühmt. Dieser große Mann würde in seinen großen Verdiensten verborgen geblieben sein, hätte ihn nicht das Unglück der Welt offenbart. Ein edler Venetianer verlor sein Leben, als er seine Adelstitel in einem zusammenstürzenden alten Palaste fand.

Das offene Benehmen des Herrn von Malesherbes überhob mich alles Zwanges. Er entdeckte einige Kenntnisse in mir, welche den ersten Berührungspunkt zwischen uns bildeten; wir sprachen von Botanik und Geographie, den Lieblingsgegenständen seiner Gespräche. Durch die Gespräche mit ihm entstand der Gedanke in mir, eine

Reise nach Nordamerika zu unternehmen, um das von Hearne und seitdem von Mackenzie gesehene Meer *) zu entdecken. Wir verstanden uns auch in der Politik; die erhabenen Grundideen unserer ersten Unruhen entsprachen der Unabhängigkeit meines Charakters, und meine angeborene Antipathie gegen den Hof bekräftigte diese Neigung. Ich stand auf der Seite des Herrn von Malesherbes und der Frau von Rosambo gegen Herrn von Rosambo und meinen Bruder, dem man den Beinamen des enragirten Chateaubriand gab. Die Revolution würde mich mit sich fortgerissen haben, hätte sie nicht mit Verbrechen begonnen; ich sah den ersten auf einer Pike umhergetragenen Kopf und ich bebte zurück. Nie wird in meinen Augen der Mord ein Gegenstand der Bewunderung und ein Argument der Freiheit sein; ich kenne nichts Servileres, Verächtlicheres, Feigeres und Bornirteres als einen Terroristen. Habe ich nicht in Frankreich diese ganze Brutusrace im Dienste Cäsar's und seiner Polizei gesehen? Die Gleichmacher, Erneuerer und Würger waren Bediente, Spione, Sycophanten geworden und auf noch weniger natürliche Art Herzöge, Grafen und Barone. Welches Mittelalter!

Was mich aber noch mehr zu dem berühmten Greise hinzog, war seine besondere Liebe zu meiner Schwester Lucilie. Man hatte diese einst, trotz ihrer Schüchternheit, mit Hülfe eines Schlückchens Champagners dahin gebracht,

---

*) Wurde in den letzten Jahren von Capitän Franklin und Capitän Parry beschifft.

Anmerk. von Genf 1841.

in einem kleinen Stücke, welches zum Geburtstage des Herrn von Malesherbes aufgeführt wurde, eine Rolle zu übernehmen, und sie spielte diese auf so hinreißende Art, daß sie dem großen vortrefflichen Manne den Kopf ganz verdrehte. Er betrieb es noch mehr als mein Bruder selbst, daß sie aus dem Stifte von Argentière nach dem von Remiremont versetzt wurde, wo man strenge und schwierige Proben für sechszehn Ahnen verlangte. Obgleich Herr von Malesherbes Philosoph war, so hing er doch in hohem Grade den Grundsätzen in Bezug auf die Geburt an.

Diese Schilderung der Menschen und der Gesellschaft bei meinem Eintritte in die Welt bezieht sich auf einen Zeitraum von ungefähr zwei Jahren, zwischen dem Schlusse der ersten Versammlung der Notablen am 25. Mai 1787 und der Eröffnung der Generalstaaten am 5. Mai 1789. Während dieser zwei Jahre wohnten meine Schwestern und ich weder beständig in Paris, noch in dem nämlichen Hause daselbst. Ich gehe jetzt wieder rückwärts und führe meine Leser nach der Bretagne.

Meine Illusionen sind übrigens stets der Gegenstand meiner Vorliebe gewesen, und wenn meine Wälder mir fehlten, eröffneten mir die vergangenen Zeiten, in Ermangelung der fernen Orte, eine andere Einsamkeit. In dem alten Paris, in den Mauern von Saint-Germain des Prés, in den Kreuzgängen der Klöster, in den Grüften von Saint-Denis, in der heiligen Capelle, in Notre Dame, in den Gäßchen der Cité, an der dunklen Thür Heloisens sah ich mein Zauberbild wieder; aber es hatte

unter den gothischen Gewölben und zwischen den Gräbern etwas Todtenartiges angenommen, es war bleich und blickte mich mit traurigen Augen an. Es war nur noch der Schatten oder der Geist des Traumes, den ich geliebt hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bei **Otto Wigand,** Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dritte Auflage
von
Geschichte der Schöpfung.
Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner.
Für die Gebildeten aller Stände.
Von **H. Burmeister,**
Prof. d. Zoologie zu Halle.
Mit 228 größtentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allanson in Holz geschnittenen Illustrationen.
gr. 8. 1848. 3 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der französischen Revolution
von **A. Thiers.**
Deutsch von Dr. **W. Jordan.**
In 20 Bändchen à 8 Bog. Preis: 3 Sgr. = 9 Xr. C.-M.

Während in Frankreich mehr wie 100,000 Ex. von Thiers Geschichte der französischen Revolution gekauft und von allen Classen begierig gelesen wurden, hatte dieses großartige und classische Geschichtswerk in Deutschland bisher wenig Erfolg. Der Grund ist: eine solche Geschichte kann man nur verstehen und mit allem Interesse lesen und wieder lesen, indem man selbst eine solche Geschichte mitmacht. Jetzt ist die Zeit da, wo jeder Deutsche Thiers französische Revolution lesen muß und zu würdigen wissen wird.

Ich habe eine **vollständige,** treue deutsche Uebersetzung von Dr. Jordan veranstaltet, und liefere diese auf schönem Papier gedruckt in Bändchen zu 8 Bogen für 3 Sgr. — 9 Xr. C.-M. Das vollständige Werk wird 20 Bändchen umfassen, mithin auf nur 2 Thlr. kommen.

Lord Byron's
sämmtliche Werke.
Deutsch von **Adolph Böttger.**
Taschen-Ausgabe in 12 Bänden mit 12 Prachtstahlstichen.
Druck, Papier und Format wie Schillers Werke.
Preis für alle 12 Bände mit 12 Stahlstichen 2 Thlr.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

1.—6. Band. 12 Thlr.

1. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 1846. $2^1/_4$ Thlr.
2. Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. 1846. $2^1/_4$ Thlr.
3. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. gr. 8. 1847. $2^1/_4$ Thlr.
4. Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. gr. 8. 1847. $2^1/_4$ Thlr.
5. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. 1848. $1^1/_2$ Thlr.
6. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1848. $1^1/_2$ Thlr.

Volksromane.

Herausgegeben vom Prof. **O. L. B. Wolff.**

I. **Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.** Das ist: ausführliche, unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, **Melchior Sternfels von Fuchsheim**, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im 30jährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.
6 Theile. 8. 1848. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politik, Literatur und Leben in Deutschland.

Von **J. Matter.**

Aus dem Französischen von Dr. A. Kaiser.

2 Bände. gr. 8. 1848. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

1.—6. Band. 12 Thlr.

1. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 1846. 2¼ Thlr.
2. Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. 1846. 2¼ Thlr.
3. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. gr. 8. 1847. 2¼ Thlr.
4. Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. gr. 8. 1847. 2¼ Thlr.
5. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. 1848. 1½ Thlr.
6. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1848. 1½ Thlr.

Volksromane.

Herausgegeben vom Prof. **O. L. B. Wolff.**

I. Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.
Das ist: ausführliche, unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, **Melchior Sternfels von Fuchsheim**, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im 30jährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.
6 Theile. 8. 1848. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politik, Literatur und Leben in Deutschland.

Von **J. Matter.**

Aus dem Französischen von Dr. A. Kaiser.

2 Bände. gr. 8. 1848. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

1.—6. Band. 12 Thlr.

1. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 1846. 2¼ Thlr.
2. Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. 1846. 2¼ Thlr.
3. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. gr. 8. 1847. 2¼ Thlr.
4. Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. gr. 8. 1847. 2¼ Thlr.
5. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. 1848. 1½ Thlr.
6. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1848. 1½ Thlr.

Volksromane.

Herausgegeben vom Prof. **O. L. B. Wolff.**

I. **Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.** Das ist: ausführliche, unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, **Melchior Sternfels von Fuchsheim**, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im 30jährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.
6 Theile. 8. 1848. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politik, Literatur und Leben in Deutschland.

Von **J. Matter.**

Aus dem Französischen von Dr. A. Kaiser.

2 Bände. gr. 8. 1848. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

1.—6. Band. 12 Thlr.

1. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 1846. $2^1/_4$ Thlr.
2. Philosophische Kritiken und Grundsätze. gr. 8. 1846. $2^1/_4$ Thlr.
3. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. gr. 8. 1847. $2^1/_4$ Thlr.
4. Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. gr. 8. 1847. $2^1/_4$ Thlr.
5. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. 1848. $1^1/_2$ Thlr.
6. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. 1848. $1^1/_2$ Thlr.

Volksromane.

Herausgegeben vom Prof. **O. L. B. Wolff.**

I. **Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.** Das ist: ausführliche, unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, **Melchior Sternfels von Fuchsheim**, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im 30jährigen Kriege gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Noth, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen.
6 Theile. 8. 1848. Brosch. 1 Thlr. 5 Ngr.

Politik, Literatur und Leben in Deutschland.

Von **J. Matter.**

Aus dem Französischen von Dr. A. Kaiser.

2 Bände. gr. 8. 1848. 3 Thlr.

Otto Wigand.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>,

Von Jenseit des Grabes Chateaubriand's Denkwürdigkeiten

Bd.: 2

Leipzig 1849
Biogr. 3203 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068920-2